



ALBERT SCHWEITZER RUNDBRIEF NR. 106



ALBERT SCHWEITZER BERUFE UND BERUFUNGEN

JAHRBUCH 2014 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

„In der Ehrfurcht
vor dem Leben
geht mein Erkennen
in Erleben über“ ...
denn „ich [gebe]
meinem Leben und
allem Willen zum
Leben, der mich
umgibt, einen Wert,
halte mich zum
Wirken an und
schaffe Werte.“

ALBERT SCHWEITZER

ALBERT SCHWEITZER BERUFE UND BERUFUNGEN

JAHRBUCH 2014 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

RUNDBRIEF-AUSGABE NR. 106 DES DEUTSCHEN HILFSVEREINS FÜR
DAS ALBERT-SCHWEITZER-SPITAL IN LAMBARENE E. V. FRANKFURT
AM MAIN · HERAUSGEGEBEN VON DR. EINHARD WEBER, JUNI 2014

Mit einem Vorwort von Einhard Weber; Textbeiträge von Wolfram Adolph, Karl-
heinz Benkert, Wolf Kalipp, Hermann Mai, Othon Printz, Patricia Rehm-Grätzel,
Wolf Schramm, Gottfried Schüz, Jean-Paul Sorg und Roland Wolf

Inhalt

ALBERT-SCHWEITZER-RUNDBRIEF NR. 106 JAHRBUCH 2014 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

Einhard Weber	Einführendes Vorwort	6
Aktuelle Schweitzer-Rezeption		
Patricia Rehm-Grätzel	Albert Schweitzer als Philosoph	9
Gottfried Schüz	„Du aber folge mir nach“ – Albert Schweitzer als Theologe und Prediger	17
Othon Printz	Krankenbehandlung in der Gegend von Lambarene vor 1913	31
Hermann Mai	Der Arzt Albert Schweitzer	41
Jean-Paul Sorg	Albert Schweitzer als Schriftsteller und Dichter	52
Wolfram Adolph	Etwas von der Art des Ewigen – der Organist Albert Schweitzer	59
Wolf Kalipp	Albert Schweitzer – der Orgelbauexperte	73
Roland Wolf	Schweitzer als Baumeister	82
Karlheinz Benkert	Das legendäre Hospital in Lambarene	94

Vor 100 Jahren

Roland Wolf	Albert Schweitzer in den Jahren 1913 und 1914	100
-------------	--	-----

Begegnungen mit Albert Schweitzer

Wolf Schramm	Begegnung mit einem Christen – Erinnerung an Dr. Albert Schweitzer	112
--------------	---	-----

Wohlgemerkt

Gottfried Schüz	Wahre Bildungsreform weiß sich dem Humanitätsideal verpflichtet	117
-----------------	--	-----

Anhang

Autorenverzeichnis	120
Zu den Rundbriefen	123
Impressum	124

Einführendes Vorwort

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

im Jubiläumsjahr 2013 – „100 Jahre Lambarene, 100 Jahre Menschlichkeit“ – präsentierten wir Ihnen eine Auswahl von Beiträgen aus dem reichen Fundus der mehr als 100 bislang erschienenen Rundbriefe des Deutschen Hilfsvereins für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e. V.

Im kommenden Jahr 2015 erwarten uns gleich zwei Jubiläen: Albert Schweitzers 50. Todestag sowie 100 Jahre „Ehrfurcht vor dem Leben“. Daher planen wir für das nächste Jahr ein Heft mit Beiträgen vorwiegend von Zeitgenossen Schweitzers, die sich mit seinem Leben und Werk auseinandergesetzt haben.

Derart von Jubiläen eingerahmt, erschien es uns in diesem „normalen“ Jahr 2014 sinnvoll, zwischen dem vergangenen und dem kommenden Jahr eine „Brücke“ zu schlagen: Wie könnte dies besser geschehen als mit einer Reihe von Beiträgen, die Schweitzers geistiges Schaffen und ethisch-praktisches Wirken in ihrem Facettenreichtum und ihrer Schöpferkraft ein wenig entfalten? – Dass hierbei der Theologe und Philosoph, der Musiker und Organist wie Orgelexperte Schweitzer und erst recht der Spitalgründer und Urwaldarzt nur in sehr essentieller Verdichtung und in keiner Weise erschöpfend zur Darstellung kommen kann, versteht sich. Umso mehr freut es mich, dass es gelungen ist, zu den vielen Berufen Schweitzers ausgewiesene Autoren zu gewinnen, die nicht nur ihr Thema beherrschen, sondern die ihm jeweils auch eine persönliche Note geben konnten.

Damit verbindet sich unser Wunsch, Ihnen den universellen Horizont von Albert Schweitzers Werk und Wirken in komprimierter und nicht minder anregender Form vor Augen führen zu können.

Eine wunderbare Gelegenheit also, sich mit Denken und Handeln dieser genialen Persönlichkeit Albert Schweitzer einmal mehr und in neuen Zugängen auseinanderzusetzen.

Goethe war der Meinung, dass der Name auch der vorzüglichsten Menschen nach fünfzig Jahren aus dem Gedächtnis eines Volkes verschwunden ist. Eine der großen Ausnahmen ist Albert Schweitzer, weil sein geistiges Vermächtnis, insbesondere seine universelle Ethik, mit jedem Tag an Aktualität gewinnt. Die Publikumsresonanz im Jubiläumsjahr war beeindruckend und viele Menschen setzen sich weiter mit seinen zukunftsstragenden Ideen auseinander.

Wir wünschen Ihnen viel Freude und neue Einsichten bei der Lektüre dieses Jahrbuchs, die vielleicht zu entsprechenden Taten führen.

Mit herzlichen Grüßen

Einhard Weber

Aktuelle Schweitzer- Rezeption

PATRICIA REHM-GRÄTZEL

Albert Schweitzer als Philosoph

Albert Schweitzers akademisches Leben beginnt mit der Philosophie. Sie wird auch für alle seine künftigen akademischen, geistigen und praktischen Tätigkeiten das Fundament legen. Philosophie bildet für Schweitzer somit die Achse seines eigenen Lebens und Denkens. Er sieht in ihr aber auch den Mittelpunkt allen kulturellen Lebens. Wo Philosophie versagt, versagt die Kultur.

Schon in seiner frühen Promotion von 1899 „Die Religionsphilosophie Kants“ [sic] wird Kultur zu einem Kernbegriff seines Denkens. In der Kritik an Kants Philosophie, insbesondere an seiner Ästhetik, stellt Albert Schweitzer heraus, dass Kant sein Denken nicht in den Rahmen eines Kulturdenkens einspannen konnte. Insbesondere in seiner Kritik am Begriff des Erhabenen wird dieser Mangel deutlich: *„Die notwendige organische Verbindung des Schönen mit dem Erhabenen ist nirgends durchgeführt. Gemeinsam sind beiden nur die Voraussetzungen: sie bedürfen beide der Kultur, jedoch das Erhabene in erheblicherem Maße als das Schöne. Auch der ethische Charakter dieser vorausgesetzten Kultur [...] kommt für das Schöne in weit geringerem Maße zur Geltung.“* (Schweitzer, 1899, S. 256)

Schweitzer macht schon in dieser frühen Schrift deutlich, dass das Wiederfinden der Freiheit, dem eigentlichen Symbol des Erhabenen, keine rein subjektive Leistung des Menschen sei, sondern diejenige seiner Kultur. Erst hier vervollständige sich für Schweitzer die Ethik des Menschen und seine Sittlichkeit als ein *„geistiges Naturverstehen“* (Vgl. Grätzel, 1996, S. 49–50).

Sein philosophisches Denken entwickelt Schweitzer in seinem Werk „Kulturphilosophie“ weiter, dessen 1. und 2. Teil, „Verfall und Wiederaufbau der Kultur“ und „Kultur und Ethik“, zu seinen Lebzeiten 1923, der 3. Teil „Die Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben“ im umfangreichen Nachlass erschienen ist. Der geplante 4. Teil „Der Kulturstaat“ ist nie verwirklicht worden.

Welt- und Lebensanschauung

Als Philosoph möchte Schweitzer eine Lebensphilosophie bieten, die für alle Menschen in gleicher Weise gültig ist. Sein philosophisches Ansinnen soll deshalb nicht nur für einen Teil der Bevölkerung gelten und verständlich sein. Vielmehr möchte er die gesamte Weltbevölkerung damit ansprechen. Um einen neuen und besseren Weg der Philosophie und vor allem der Ethik aufzuweisen, beginnt er in seiner Schrift „Kulturphilosophie“ mit der Beschreibung dessen, was er die „*Tragödie der abendländischen Weltanschauung*“ (Schweitzer, 2007, S. 75) nennt.

Als „*Weltanschauung*“ bezeichnet Schweitzer den „*Inbegriff der Gedanken, die die Gesellschaft und der Einzelne über Wesen und Zweck der Welt und über Stellung und Bestimmung der Menschheit und des Menschen in ihr in sich bewegen.*“ (Schweitzer, 2007, S. 59) Weltanschauung ist für ihn die Art und Weise, wie der Einzelne die Welt sieht und über sie denkt. Der Begriff Weltanschauung geht aber über den Einzelnen noch hinaus und bezieht sich ebenfalls auf die gesamte Gesellschaft. Der Weltanschauung stellt Schweitzer den Begriff der Lebensanschauung gegenüber. Letztere ist die Art und Weise, wie der Einzelne sein eigenes und das Leben im Allgemeinen sieht und welchen Sinn er ihm durch diese Sicht zuweist.

Welt- und Lebensbejahung

In der abendländischen Philosophie existiert, gemäß Schweitzer, die Gewissheit der „*Welt- und Lebensbejahung*“. Hier wird davon ausgegangen, dass die Welt und das Leben auf der Welt eine Bedeutung haben; allem wird ein positiver und guter Grundcharakter zugewiesen und alles birgt somit einen Sinn in sich.

Dieser Welt-Sinn könne dazu beitragen, auch der Menschheit als solcher und jedem Individuum einen Lebenssinn zusprechen zu können. Dies führt allgemein zu einer „*optimistisch-ethischen Deutung der Welt*“ (Schweitzer, 2007, S. 78), die dem menschlichen Leben selbst Sinn verleiht. Solche Weltanschauungen können Ideologien sein, wie z. B. der Nationalismus, den er

besonders negativ bewertete, oder auch Vermutungen wie z. B. die philosophiegeschichtliche Annahme, dass die Geschichte der Menschheit auf ein Endziel zuläuft, oder dass der Mensch die Krone der Schöpfung ist. Diese unterschiedlichen Weltanschauungen bestimmen die Art und Weise, wie Menschen ihr eigenes Leben begreifen und welchen Sinn sie ihrem Leben zusprechen. Dem widerspricht Schweitzer. Für ihn sind dies nur Annahmen und Interpretationen, die jeder tiefergehenden philosophischen Grundlage entbehren. Schweitzer zeigt mit seiner Kritik auch auf, dass die Lebensanschauung des Einzelnen zumeist aus der vorherrschenden Weltanschauung hervorgeht. In solchen Fällen hat die Philosophie versagt. Sie wird immer mehr zum Philosophie-Treiben von rein akademischen, theoretischen Fragen. Letztendlich sieht Schweitzer, dass diese Art zu philosophieren ohne jede Lebensanschauung von statten geht – das Leben wird der Theorie untergeordnet.

Durch das Versagen der akademischen Philosophie wird die abendländische Kultur „*fragmentarisch und ungesichert*“ (Schweitzer, 2007, S. 75) – und letztendlich dann auch ohne jegliche Weltanschauung. Das offenkundige Bedürfnis der Menschen nach Gehalt und Tiefe wird nur noch von sogenannter „*Metaphysik*“ erfüllt. Sie wird von Persönlichkeiten dargeboten, die „*über besondere psychische Erlebnisse zu verfügen glauben*“ (Schweitzer, 2007, S. 76), also Scharlatane sind. Für Albert Schweitzer ist letztendlich dieses Versagen der Philosophie sogar der Grund für den Weltkrieg.¹

Philosophie muss eine Weltanschauung bieten

Schweitzer sucht nach einer Ethik, die der Mensch, „*um des wertvollen Wirkens willen*“ braucht (Schweitzer, 2007, S. 75). Die Philosophie als solche sollte aber für Schweitzer ein „*Ringens um Weltanschauung*“ (Schweitzer, 2007, S. 78) sein.² Zunächst ist hierfür entscheidend, dass die abendländische Philosophie nur einen Teil der Weltphilosophie bildet.

Betrachtet man nun z. B. die Philosophie, die in Indien vorherrschend ist, so findet Schweitzer hier die „*Weltanschauung der Welt- und Lebensverneinung*“ (Schweitzer, 2007, S. 79). Diese erscheint vom Wesen her realisti-

scher und wahrhaftiger als die abendländische „*optimistisch-ethische Deutung der Welt*“, auf die er „*in jeder Weise*“ (Schweitzer, 2007, S. 79) verzichten will. Es ist für Schweitzer unmöglich, „*der Welt, wie sie ist, [...] einen Sinn beizulegen, in dem die Zwecke und Ziele des Wirkens des Menschen und der Menschheit sinnvoll sind.*“ (Schweitzer, 2007, S. 79) Schweitzer kann in der Welt „*nichts von einer sinnvollen Evolution [entdecken], in der unser Wirken eine Bedeutung bekommt*“ (Schweitzer, 2007, S. 79). Deshalb kann der Mensch keinen Sinn für sich in der Welt finden. Aus einer Weltanschauung kann keine Lebensanschauung hervorgehen.

Um aber zu einer Lebensanschauung zu gelangen, muss nach Schweitzer der Mensch sich zunächst von allen Weltanschauungen befreien. Hierzu muss er eine Haltung einnehmen, die Schweitzer „*Resignation*“³ nennt. Dieser Begriff bezeichnet keineswegs eine negative Weltsicht oder eine pessimistische Einstellung der Welt gegenüber. Resignation bedeutet ein Sich-Frei-Machen von jedem Begriff, der eine Bedeutung von Welt im Sinne einer positiven Interpretation eines Welt-Sinns in sich birgt. Durch diese Art von Resignation kommt der Mensch in einem nächsten Schritt zu einer neutralen Einstellung der Welt gegenüber. Wenn der Mensch dann keinen von außen vorgegebenen Sinn mehr erfüllen muss, kann er sich auf das konzentrieren, was wirklich wichtig ist: nämlich das Leben selbst.

Das Leben selbst kennt nur eines: den Willen zum Leben⁴. In der Resignation kann der Mensch sich dieses Willens zum Leben bewusst werden. Dies ist eine intuitive Art der Lebens-Erfahrung, die nicht allein aus dem Denken resultiert, sondern aus dem gelebten Leben, dem Erfahren und dem Beobachten. Es ist eine innere Lebensgewissheit.

Die Lebensanschauung, die jedem Denken und jeder daraus resultierenden Weltanschauung tatsächlich zu Grunde liegt, heißt deshalb: Ich bin „*Wille zum Leben*“ (Schweitzer, 2007, S. 82) und „*[m]ein Leben trägt seinen Sinn in sich selber*“ (Schweitzer, 2007, S. 82). Wer nun über sich selbst und über den Willen zum Leben, der in ihm und in der ihn umgebenden Welt ist und an dem er selbst teilhat, nachdenkt, kommt gemäß Schweitzer notwendigerweise zu der Schlussfolgerung: „*Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.*“ (Schweitzer, 2007, S. 308)

Der Mensch muss sich also auch mit der Koexistenz anderen Lebens,

das leben will, auseinandersetzen und darüber nachdenken. Hieraus resultiert dann für Albert Schweitzer die Weltanschauung, die er „*Ehrfurcht vor dem Leben*“ (Schweitzer, 2007, S. 82) nennt. Wenn der Mensch den Willen zum Leben in sich und den Willen zum Leben in jedem lebendigen Wesen begreift, wird er ehrfürchtig gegenüber dem Leben, das ihn umgibt.

Die Ehrfurcht vor dem Leben ist „*die unmittelbarste und zugleich tiefste Leistung meines Willens zum Leben*“ (Schweitzer, 2007, S. 82) und damit der finale Schritt des Denkens. Durch die Ehrfurcht vor dem Leben kommt der Mensch – intuitiv und durch Denken – zu einer Lebens- und Weltbejahung, die beides ist: nämlich gehaltvoll, da sie das Leben selbst einbezieht, und universell, da sie von jedem verstanden und erlebt werden kann.

Dies ist der Dualismus von Erkennen und Wollen, von Denken und Gefühl. Beides muss notwendigerweise miteinander verbunden sein, um zu einer Lebens- und Weltbejahung zu gelangen. Letztere mündet gar in eine Ethik, denn die Ehrfurcht vor dem Leben ist für Schweitzer das „*Grundprinzip des Sittlichen*“ (Schweitzer, 2007, S. 83). Mit diesem Grundprinzip kann jeder Gut und Böse voneinander unterscheiden und weiß, „*dass das Gute in dem Erhalten, Fördern und Steigern von Leben besteht und dass Vernichten, Schädigen und Hemmen von Leben böse ist.*“ (Schweitzer, 2007, S. 83)⁵

Schließlich ist für Schweitzer eindeutig: „*In der Ehrfurcht vor dem Leben geht mein Erkennen in Erleben über.*“ (Schweitzer, 2007, S. 82), denn „*ich [gebe] meinem Leben und allem Willen zum Leben, der mich umgibt, einen Wert, halte mich zum Wirken an und schaffe Werte.*“ (Schweitzer, 2007, S. 82) Die Ehrfurcht vor dem Leben ist nicht allein eine Weltanschauung, eine Lebens- und Weltbejahung oder eine theoretische Form der Ethik, sondern zugleich ein Appell, bewusst in der Welt zu handeln.⁶

Mystik

Wenn der Mensch sich des Willens zum Leben bewusst wird, erlebt er ihn nicht nur bei anderen einzelnen Lebewesen, sondern findet einen universellen Willen zum Leben, der alles umgibt. Dies ist für Schweitzer das Äußerste, was die Erkenntnis begreifen kann. Für ihn ist eindeutig, dass „*Welt-*

und Lebensbejahung und Ethik irrational“ (Schweitzer, 2007, S. 84) sind, dass „[a]lle tiefe Weltanschauung [...] Mystik“ (Schweitzer, 2007, S. 83) ist und „dass alles Denken, wenn es sich zu Ende denkt, in Mystik ende“ (Schweitzer, 2007, S. 83). Es ist offensichtlich für Schweitzer: „[a]lle wertvolle Überzeugung ist irrational und hat enthusiastischen Charakter“ (Schweitzer, 2007, S. 84). Insofern bestätigt Schweitzer noch die Bedeutung von Intuition und Gefühl für das Leben jedes Menschen, denn jedes Denken kann nur durch Gefühl vervollständigt werden. Allein die Einheit von Rationalem und Irrationalem lässt den Menschen ganzheitlich begreifen und letztendlich handeln, denn „[v]ersucht man ohne dieses Irrationale auszukommen, so entsteht leblose und wertlose Weltanschauung und Lebensanschauung.“ (Schweitzer, 2007, S. 84) Im Gegensatz zur Mystik ist Metaphysik für Schweitzer ein theoretisches Konstrukt. Aus diesem Grund kann letztere nicht das Bedürfnis nach Spiritualität der Menschen befriedigen.

Für Schweitzer ist nun die Ehrfurcht vor dem Leben der Weg, wie Philosophie universell und allgemein gültig werden kann. Dieser Begriff kann jeden in der Welt erreichen; er ist allgemein verständlich. Dadurch wird den Menschen ihr eigenes Leben bewusst und auch das Leben all dessen, was sie umgibt. Nur so kann eine Kultur entstehen, die reich und tief ist – und in gewisser Weise auch gesund. Gleichzeitig wird dies auch zu einer tieferen Bedeutung des Lebens führen und, so appelliert Schweitzer: „Wir müssen alle durch Denken religiös werden.“ (Schweitzer, 2007, S. 85)⁷

Philosophie muss Kultur werden

Die Ehrfurcht vor dem Leben führt zum Handeln in der Welt und zur Verantwortung und somit zu „einer [...] Veredelung unserer individuellen, sozialen und politischen Gesinnung“ (Schweitzer, 2007, S. 85). Aber Schweitzer zielt nicht allein auf eine Veredelung. Vor allem ist für ihn wichtig, dass Philosophie und Ethik dazu beitragen, Kultur aufzubauen und somit zu einer zielgerichteten Aktivität werden.

Kultur an sich ist Ausdruck des Handelns der Menschen in der Welt und somit gelebte Philosophie und Ethik. Sie bedeutet für Schweitzer in

erster Linie Fortschritt⁸. Dieser besteht darin, den „Kampf ums Dasein“ (Schweitzer, 2007, S. 33) herabzusetzen, also stetig bessere Lebensbedingungen für den Menschen zu schaffen, damit dieser sich für sich und als Gesellschaft weiterentwickeln kann. Im Kampf ums Dasein steht dem Menschen nicht nur die Natur gegenüber, die dem Überleben des Menschen schädlich sein kann, sondern auch der Mensch sich selbst. Hass, Neid, Intrigen, etc. hindern einzelne Menschen am eigenen Fortschritt und behindern letztendlich die Gesellschaft.

Dieser Fortschritt vollzieht sich einerseits in materieller, andererseits in geistiger Hinsicht, und zwar sowohl innerhalb einer Gesellschaft als auch bei jedem Einzelnen selbst. Der materielle Fortschritt ist die „Herrschaft der Vernunft über die Naturkräfte“ (Schweitzer, 2007, S. 33), nämlich die Erforschung und die genaue Kenntnis der Natur zum Zweck der Dienstbarmachung der Naturkräfte in Maschinen. Der geistige Fortschritt ist die „Herrschaft der Vernunft über die menschlichen Gesinnungen“ (Schweitzer, 2007, S. 33), also das Bezähmen der unterschiedlichen Leidenschaften und Vorurteile. Diese Art des Fortschritts, der von Schweitzer auch der ethische genannt wird⁹, ist der bedeutendere. Nur hierdurch erzieht der Mensch sich selbst hin zu einem besseren Wesen, das letztendlich im Frieden mit anderen Menschen leben und die Welt zu einem Ort machen kann, wo es niemandem an etwas mangelt und jeder den anderen unterstützt.¹⁰

Bibliographie:

- Schweitzer, Albert. (Neuaufgabe 2007) „Kulturphilosophie. Verfall und Wiederaufbau der Kultur. Kultur und Ethik“. München: C.H.Beck.
- Schweitzer, Albert. (1899) „Die Religionsphilosophie Kants von der ‚Kritik der reinen Vernunft‘ bis zur ‚Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft‘“. Freiburg i. B.: Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
- „Albert Schweitzers Werkstatt in Lambarene. Philosophischer Nachlass der Jahre 1914–1964“. (2012) Ausgewählt und eingeleitet von Christian Müller (XI–LXVIII). London: Turnshare.
- Grätzel, Stephan. (1996). „Albert Schweitzer: Die Religionsphilosophie Kants“. In: Musik – Genie – Ethik. Albert Schweitzer, Charles-Marie Widor, Louis Vierne. Hrsg. u. Peter Reifenberg und Wolfram Adolph (S. 41–52). Mainz: Bischöfliches Ordinariat.

„Du aber folge mir nach“ – Albert Schweitzer als Theologe und Prediger¹

Meinem Vater, Pfarrer i.R. Lutz Schüz (1.7.1914–6.7.1998), zum 100. Geburtstag gewidmet.

- Günzler, Claus. (2005). „Zwischen Woblergeben und Lebenssteigerung“. In: G. Schüz (Hg.), *Leben nach Maß – zwischen Machbarkeit und Unantastbarkeit* (S. 281–291). Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag.
- Müller, Christian. (2012). „Etbik als Zentrum aller humanen Kultur. Albert Schweitzers Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben“. In: *Texte zur Praktischen Philosophie. Albert Schweitzers Werkstatt in Lambarene. Philosophischer Nachlass der Jahre 1914–1964. Ausgewählt und eingeleitet von Christian Müller (XI–LXVIII)*. London: Turnbare.
- Oermann, Nils Ole. (2009). „Albert Schweitzer. 1875–1965. Eine Biographie“. München: C.H.Beck.

Anmerkungen:

- 1) Vgl. Müller, 2012, S. XI verweist sogar darauf, dass die „These vom Verfall der Kultur“ der Ausgangspunkt für Albert Schweitzers Überlegungen ist. Diesem „Niedergang der Kultur“ will Schweitzer mit seiner Etbik entgegenwirken.
- 2) Müller, 2012, S. XIV fasst hier zusammen: „[...] es sei ihr [der Philosophie] nicht gelungen, eine umfassende Weltanschauung zu ersinnen, welche als Fundament einer solch steten Beschäftigung des Menschen mit sich und der Welt hätte fungieren können.“
- 3) Vgl. Schweitzer, 2007, S. 80.
- 4) Müller, 2012, S. XXVf verweist auf die Beeinflussung Schweitzers durch Schopenhauer, die sich in der Verwendung dieses Begriffes zeigt. Ebenso wie bei Schopenhauer sei das Erkennen des „Willens zum Leben“ nicht rein rational, sondern verdanke sich in erster Linie dem Erleben: „Der Mensch erlebt in sich, in seinem je individuellen Lebenswillen, den universellen Lebenswillen [...]“ (Müller, 2012, S. XXVI).
- 5) Auf die bleibende Schuldproblematik haben bedeutende Schweitzer-Kommentatoren immer wieder hingewiesen, zuletzt Günzler, 2005, S. 286f: „So ungewöhnlich Schweitzers Ansatz in der Geschichte der Etbikentwürfe ist, so hilfreich kann er für die Klärung der Gegenwarts-situation sein [...]: Wir können auch mit noch so plausibel begründeten Richtlinien nicht schuldfrei agieren, sondern müssen das, was wir tun, im Bewusstsein der damit verbundenen Konflikte tun und in Eigenverantwortung prüfen, welches Maß an Schuld wir auf uns zu nehmen bereit sind.“
- 6) Vgl. Schweitzer, 2007, S. 83.
- 7) Vgl. hierzu Müller, 2012, S. XXVII: „Mystik ist für Schweitzer nun aber kein Antipode zum Denken, sondern eine Weise des Denkens, ja sogar die tiefste bzw. vollendete Denkweise.“
- 8) Vgl. Schweitzer, 2007, S. 33.
- 9) Vgl. Schweitzer, 2007, S. 34.
- 10) Vgl. hierzu auch Müller, 2012, S. XII: „Für Schweitzer ist das Streben des Menschen nach geistigem Fortschritt, also das stete Bemühen um ethische Weiterentwicklung des je einzelnen Menschen, und in der Folge auch der menschlichen Gesellschaft als ganzer, das entscheidende Ziel von Kultur, in dessen Dienste jeder technische Fortschritt zu stehen habe.“

Die Unterscheidung des „Theologen“ vom „Prediger“ ist bei Albert Schweitzer besonders angebracht. Nicht weil sein theologisches Denken mit dem von ihm verkündeten Wort uneins gewesen wäre. Schweitzer blieb auch auf der Kanzel all dem treu, was er vom Katheder der Universität Straßburg aus an theologischen Einsichten und Glaubensüberzeugungen lehrte. Vielmehr wegen des in weiten Teilen auffallenden Unterschieds zwischen der Sachlichkeit seiner akademisch-begrifflichen Gelehrtensprache und der Art und Weise seines zur Gemeinde gesprochenen, gefühlsbetont lebendig-anschaulichen Wortes. Aber auch dieser Gegensatz ist in seinen theologischen Schriften vielfach „aufgehoben“, in denen eine beeindruckende geistig wie emotional anrührende, bildreiche Tiefe entgegentritt. Dennoch: Beides, theologische Abhandlung und Predigt, ergänzen sich bei ihm in kongenialer Weise und verdienen daher eine jeweils eigene Annäherung.

Der theologische Denker Schweitzer

Die entscheidenden Prägungen empfing Schweitzer, wie konnte es anders sein, in seiner Familie. Vater, Großvater und Onkel waren Pfarrer.

Er kam im väterlichen Pfarrhaus im ländlichen Günsbach/Elsass schon früh mit der Bibel und dem gelebten christlichen Glauben in Berührung. Geschichten aus der Bibel waren selbstverständlicher Bestandteil des Familienlebens. Schon mit drei, vier Jahren besuchte er allsonntäglich den Gottesdienst und – was nur wenige von sich sagen können – er freute sich schon die ganze Woche darauf (übrigens ganz im Gegensatz zur Schule, die

ihm in den ersten Jahren bis in die Mittelstufe hinein gleichgültig war).

Als Achtjähriger schon erbat er sich vom Vater ein eigenes Neues Testament, das von da an sein wichtigster Begleiter bis in seine theologisch-wissenschaftlichen Studien hinein werden sollte.

Seine später eigenwillige Art des Umgangs mit diesem biblischen Text deutete sich früh an: Religiöse Texte mit dem unbefangenen, rationalen Blick zu betrachten und ebenso unvoreingenommen zu befragen bzw. nur das zu akzeptieren, was einer vernünftigen Prüfung standhält. So beschäftigte schon den Achtjährigen die Frage, was denn Jesu Eltern mit all den Kostbarkeiten gemacht hätten, die ihnen die drei Weisen aus dem Morgenland bei seiner Geburt schenkten, und konnte nicht begreifen, warum sie später so arm sein konnten. Auch war es ihm unbegreiflich, dass sich diese Weisen später gar nicht mehr um das Jesuskind gekümmert hatten.

Nach dem Abitur 1893 bezog Schweitzer die Universität Straßburg, um getreu der Familientradition Theologie zu studieren, zugleich schrieb er sich in Philosophie ein; daneben hörte er Musikwissenschaft. 1898 machte er sein erstes theologisches Examen, um sich in dessen Anschluss sogleich in eine wohlgerichtet philosophische Dissertation zu stürzen, obwohl er ein Stipendium erhalten hatte mit der Auflage zur Promotion in Theologie. Es folgte also zunächst und schon 1899 seine Promotion in Philosophie mit einer Arbeit über die Religionsphilosophie Immanuel Kants. Nach einem Zwischensemester in Berlin legte er seine zweite theologische Prüfung ab, die er 1900 mit Ach und Krach bestand, weil er sich gar zu sehr auf seine theologische Dissertation konzentrierte.

Im Zentrum seiner theologischen Arbeiten stand die Frage, welche geschichtliche Wahrheit sich von Jesus gewinnen lässt. Mit seiner „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“, 1906 erschienen, gelang ihm ein erster großer Wurf, mit dem er die damalige theologische Fachwelt auf sich aufmerksam machte. Es folgte als geradlinige Fortsetzung und Ergänzung die „Geschichte der paulinischen Forschung“ und vor allem: „Die Mystik des Apostels Paulus“, an der er bis 1930 arbeitete.

Zwei Dinge möchte ich hier herausstellen: seinen methodischen Ansatz und sein Ergebnis, das von ihm herausgearbeitete Jesusbild.

Ersterer kennzeichnet ihn als unbestechlichen Philosophen: Sich einzig vom Willen zur Wahrhaftigkeit leiten zu lassen. Sie bildet für Schweitzer den „einzigsten Leitstern“ der theologischen Wissenschaft. „*Die Wahrhaftigkeit nicht des disputierfrohen Knaben, sondern die ernste sittliche Wahrhaftigkeit des reifen Mannes*“.² Unvoreingenommen und frei von dogmatischen Fixierungen, einzig vom Willen zur Wahrhaftigkeit inspiriert, macht hier Schweitzer den Raum frei, sich auf die wahre und eigentliche Quelle des Glaubens zu besinnen.

Sodann ging es ihm darum, ganz dem Geiste der liberalen Theologie des 19. Jahrhunderts verpflichtet, die „geschichtliche Wahrheit“ zu ergründen.³

Dazu hat er sich der ungeheueren Mühe unterzogen, das gesamte wissenschaftliche Schrifttum zum Jesusverständnis von der Aufklärung bis in die Gegenwart aufzuarbeiten, um ein möglichst objektives und vollständiges Bild der Sachlage zu gewinnen. Dieses Vorgehen, die gesamte Problemgeschichte des Untersuchungsgegenstandes aufzuarbeiten, um erst auf dieser Grundlage seinen eigenen Standort zu gewinnen, ist darüber hinaus für alle seine wissenschaftlichen Arbeiten, auch im Bereich seiner großen Kulturphilosophie, kennzeichnend.

Welche Bilanz zieht Schweitzer aus seinem langen Marsch durch die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung (GDLF)? Welches Bild des historischen Jesus gewinnt er?

Sein entscheidendes Ergebnis: Die vielfältigen Versuche, einem historischen Jesus authentische Gestalt zu geben, sind gründlich gescheitert. Jesus bleibt an seine geschichtliche Situation gebunden und kann nur aus dem Vorstellungsmaterial seiner Zeit hinlänglich verstanden werden. Aber dieses ist zu lückenhaft, um uns heute ein präzises Bild zu vermitteln. Außerdem wird die Deutung immer durch unsere eigene Denkwelt überformt und fällt dem „historischen Relativismus“ zum Opfer.

Mit Schweitzers GDLF ist unter die 150-jährigen Bemühungen, den historischen Jesus dingfest zu machen, ein endgültiger Schlussstrich gezogen.

Ist dem Glauben damit sein Fundament entzogen? – Keineswegs. Im Gegenteil, für Schweitzer ist damit der Raum frei, sich auf die wahre und eigentliche Quelle des Glaubens zu besinnen. Nicht die Frage, ob wir schlagende Beweise für die Wundertätigkeit Jesu oder seine leibliche Aufer-

stehung beibringen können, entscheidet über seine Glaubwürdigkeit.

Es ist das Wesen dieses Jesus, das „Ewige“ in ihm, seine Persönlichkeit der absolut gelebten Liebe Gottes, die über alle geschichtlichen Bedingtheiten und Wandlungen hinweg seine Strahlkraft behält und jeden Einzelnen in seine Nachfolge ruft.

Im letzten Absatz seiner GDLF hat dies Schweitzer in einer überaus tiefsinnigen wie anrührenden Passage zum Ausdruck gebracht:

„Als ein Unbekannter und Namenloser kommt er zu uns, wie er am Gestade des Sees an jene Männer, die nicht wussten, wer er war, herantrat. Er sagt dasselbe Wort: Du aber folge mir nach! Und stellt uns vor die Aufgaben, die er in unserer Zeit lösen muss. Er gebietet. Und denjenigen, welche ihm gehorchen, Weisen und Unweisen, wird er sich offenbaren in dem, was sie in seiner Gemeinschaft an Frieden, Wirken, Kämpfen und Leiden erleben dürfen, und als ein unaussprechliches Geheimnis werden sie erfahren, wer er ist ...“⁴

Ein grandioser Schlussakkord Schweitzers zu seiner großen Symphonie der Leben-Jesu-Forschung.

Worauf es nach Schweitzer einzig und allein ankommt, ist die Frage, inwieweit es uns gelingt, den in Jesus wirksamen Willen zu erkennen und zu diesem Willen in eine innige Beziehung zu treten. Jesu Geist und göttlicher Wille vermag über den geschichtlichen Graben hinweg den ethischen Willen in uns zu aktivieren und ein gemeinsames Wollen, eine Beziehung von Wille zu Wille im Sinne einer „Willensgemeinschaft“ eigens zu stiften.

„Jesus mutet den Menschen nicht zu, dass sie in Worte und Begriffe fassen können, wer er ist. ... Als einziges verlangte er von den Menschen, dass sie in Tun und Leiden sich als solche bewähren, die durch ihn aus dem Sein wie die Welt in das Anderssein als die Welt hineingezwungen sind und dadurch seines Friedens teilhaftig werden.“⁵

Die skizzierte Schweitzer'sche „Christologie“ des Verstehens von Wille zu Wille eröffnet zugleich auch den Horizont für einen Dialog über die konfessionellen Grenzen hinweg. Schweitzer ist ein zutiefst überzeugter Bekenner eines „freien Christentums“. Seine kritische Distanz zu jeglicher Dogmatik macht immun gegen alle Formen des Fundamentalismus oder gar religiösen Fanatismus; er sieht sich wie schon eingangs gesagt in erster

Linie der Vernunft, einem rückhaltlosen Wahrheitsstreben und der Wahrfähigkeit verpflichtet. Dem kritischen Denken traute er mehr zu als einem unhinterfragten Glaubensbekenntnis. Wie wenig sich Schweitzer um theologische Dogmen und kirchenamtliche Lehren scherte, mag sein humorvoller Ausspruch illustrieren, dass er lieber mit Cäsar, Sokrates, Platon oder Heraklit *„in der Hölle ein anständiges Gespräch führen würde als im Himmel mit dem heiligen Ignatius von Loyola und ein paar preußischen Oberkirchenräten den Bruderkuß zu tauschen.“⁶*

Von der Jenseits- zur Diesseitsreligion

Was Schweitzer in seinem „Leben-Jesu“ grundgelegt hatte, kommt in seinem zweiten theologischen Hauptwerk „Die Mystik des Apostels Paulus“ 30 Jahre später zur Vollendung. Dieses Werk gehört auch heute noch zweifellos zu den bedeutendsten Büchern über den Apostel; „das Prädikat ‚genial‘ ist kaum zu hoch gegriffen – so urteilen neuere Untersuchungen.“⁷

Die Bedeutung des Paulus ist in Schweitzers Sicht kaum zu überschätzen: *„Schutzheilige(r) des Denkens im Christentum“⁸, „der einzig große Lehrer aller Zeiten“⁹* sind die ihm verliehenen Ehrentitel. Was er im Römerbrief geschrieben habe, gehöre *„zum Elementarsten und Ergreifendsten, was je über Ethik geschrieben worden ist“¹⁰*. Aber nicht dies macht nach Schweitzer die große Leistung des ersten Theologen der Christenheit aus: *„Seine große Tat ist, daß er als das Wesen des Christ-Seins das Erlebnis der Gemeinschaft mit Christo erfaßt“¹¹*.

Aus dieser zentralen Erkenntnis folgert Schweitzer in seinem „Paulus“: *„Das Christentum ist also Christumystik, das heißt gedanklich begriffene und im Erleben verwirklichte Zusammengehörigkeit mit Christo als unserem Herrn“¹²*.

Wie sehr gerade „Paulus“ Schweitzer in seinen Bann zog, während er an diesem Buch arbeitete, deutete er in einem Brief an seine Freundin und spätere Ehefrau Helene Bresslau an: *„Vielleicht gebe ich das Essen auf, um noch Zeit herauszuschlagen!“ ... „Lieber verhungern als von dem Vorrecht nicht zu schreiben Gebrauch machen“¹³*.

Schweitzer konnten in der Tat selbst extreme Umstände nicht vom Schreiben abhalten. So berichtete er, wie er das letzte Kapitel seines „Paulus“ bei Sturm auf hoher See verfasste:

„Während der Sturmtage lag ich bald auf bald unter dem Tische des Esszimmers, an dem ich schrieb. Ob, dieses Schreiben auf dem tanzenden Schiff – ob ich das Capitel auf dieser Fahrt wohl bewältigen werde?“¹⁴

Schweitzers Ausgangsthese in seinem Paulusbuch ist, dass Jesus gänzlich aus dem Bewusstsein der sog. „Naherwartung“ lebte und wirkte. Die Erwartung, dass das Kommen des Reiches Gottes unmittelbar bevorstehe, und mit diesem Kommen er als der Messias offenbar werde.¹⁵ Nun aber machten die Urchristen die erschütternde Erfahrung, dass das unmittelbare Kommen des Reiches Gottes, wie sie es mit Christi Tod und Auferstehung erwartet hatten, nicht eintrat, ja in unabsehbare Ferne entrückt ist: *„Es wird zu einer in Fixsternweite entrückten Sonne.“¹⁶*

Der Umschlag der Naherwartung in die Fernerwartung führte die ersten Christen in eine fatale Lage: Von dieser alten Welt, deren Ende besiegelt war, hatten sie nichts mehr zu erhoffen. Also blieb den Gläubigen nichts anderes übrig, als passiv in reiner Erwartung des Gottesreiches zu verharren, das dermal einst kommen möge. Das Einzige, was ihnen zu tun blieb, war, in Weltverneinung und Fernerwartung ihr ganzes Sinnen auf das Jenseits zu richten und bloß mit der eigenen Erlösung beschäftigt zu sein.

Vor diesem „gewaltigen Problem“ stand nun Paulus: Einerseits war Jesus bereits erschienen. Mit seinem Sterben und Auferstehen lief für die Urchristen der „Countdown“ für ihre eigene Erlösung; ein Countdown, der nicht enden wollte und will. Sie hielten mit ihrer Taufe zwar das Eintrittsbillet für das greifbar nah scheinende Gottesreich in Händen; aber das Tor zum Paradies hatte sich auf unabsehbare Zeit als verschlossen erwiesen. Dieses Problem hat Paulus in Schweitzers Sicht auf einzigartige Weise und für alle Zeiten gelöst: *„In seinem ... Enthusiasmus wagt er es, die Gletscherspalte, die sich zwischen dem Tode und der Auferstehung Jesu und dem Kommen des Reiches Gottes auftut, zu überspringen. Als erster erlebt er das fundamentale Problem des christlichen Glaubens, aus dem Gefangensein in der Erwartung des Reiches Gottes herauszukommen.“¹⁷*

Wie vermag Paulus diesen Spagat zu leisten und die Christenheit aus dieser eschatologischen Falle herauszuführen?

Paulus' entscheidende Denkbewegung in Schweitzers Buch „Die Mystik des Apostels Paulus“¹⁸ ist folgende: Er begreift das Reich Gottes nicht als ein rein zukünftiges, kosmisches Ereignis, durch das der Messias in göttlicher Machtvollkommenheit vom Himmel herab das Dach der Welt besteigt, der natürlichen Welt ein Ende setzt und das übernatürliche Reich göttlicher Herrlichkeit errichtet.

Das Reich Gottes ist für Paulus/Schweitzer nicht etwas rein Zukünftiges, sondern etwas bereits Gegenwärtiges; es ist *„schon im Anfangen und Sich-Verwirklichen begriffen“*. Wodurch aber ist solches möglich? Die entscheidende Schub- und Zugkraft für das Werden des Gottesreiches ist in der erwähnten „Mystik des Seins in Christo“ zu finden. Christsein versteht Schweitzer mit Paulus im Sinne einer sog. „Christusmystik“. *„Der Fundamentalgedanke der paulinischen Mystik lautet: Ich bin in Christo.“¹⁹* Dies meint nichts anderes als die im Denken, Erleben und Handeln *„verwirklichte Zusammengehörigkeit mit Christo als unserem Herrn.“²⁰*

Somit schließt sich hier Schweitzers Gedankenkreis, der sich bei der „Willensgemeinschaft mit Jesus“ im Kontext seiner Leben-Jesu-Forschung eröffnet hat: Diese Willensgemeinschaft wird in der paulinischen „Mystik des Seins in Christo“ auf den Menschen in seinem ganzen Wesen hin totalisiert und heilsgeschichtlich universalisiert. Schon der 24-jährige Vikar Albert Schweitzer brachte in einer Adventspredigt von 1899 so schlicht wie treffend auf den Punkt, was auch für den 90-jährigen noch ungebrochen galt: *„Das Reich kommt, indem es wird: Es ist das Ziel unserer Arbeit, das Ziel unseres Lebens im Sinne Jesu.“²¹*

Ein Missverständnis weist dabei Schweitzer entschieden ab: Weder lässt sich diese „Gemeinschaft mit Christo“ aus eigener Machtvollkommenheit erzwingen, noch kann das Gottesreich auf sozialpolitischem Wege herbeigeführt werden.²² Die Verwirklichung des Reiches Gottes ist *„nicht von zweckmäßigen oder organisatorischen Maßnahmen, sondern von einem Mächtigerwerden des Geistes Gottes“* zu erwarten.²³ Gleichwohl ist „unser Wille“ gefordert, der sich letztlich nur am „Ergriffensein vom Geist Christi“ entzündet.

„(N)ur in dem Maße, als Gesinnung des Reiches Gottes in den Herzen der Menschen zur Herrschaft kommt, (kann) der Geist Gottes die Zustände in der Welt umgestalten.“²⁴

Für Schweitzer vollzieht sich hiermit im Christentum eine Wende von der Jenseits- zur Diesseitsreligion. Paulus ruft der Christenheit, um es im Sinne Schweitzers zu pointieren, für alle Zeiten entgegen: Legt doch eure lähmende Erstarrung ab, mit der ihr an und in dieser vergänglichen Welt als untätig Leidende auf die große Erlösung hofft, die euch im Jenseits winkt. Stattdessen lasst euch doch von dem machtvollen ethischen Geist Christi anstecken, werdet nicht mit der Welt, sondern mit ihm „eins“; krempelt eure Hemdsärmel hoch im tätigen und freudigen Dienst für den Anderen im Hier und Jetzt. Nur so werdet ihr schon jetzt Teilhaber des Gottesreiches!

Dies war für Schweitzer nicht nur ein exegetischer Befund, sondern zugleich unmittelbar gelebter Glaube und Ausdruck einer Frömmigkeit, die dem Ruf des Meisters „Du aber folge mir nach“ nur mit einem „Ja, Herr, ich mache mich auf den Weg!“ entgegen konnte. Seit seiner Kindheit sah er sich in das magnetische Kraftfeld der gewaltigen ethischen Wirkmacht Jesu gezogen. Die entscheidende Weichenstellung seines Lebens bereitete sich dann im 21-jährigen Studenten vor. Aus Dankbarkeit über das ihm zuteil gewordene Glück fasste er den Entschluss, sich nur bis ins 30. Lebensjahr der Kunst und Wissenschaft zu widmen, um danach sein Leben ganz einem unmittelbar menschlichen Dienen zu weihen.

Als Arzt im äquatorialafrikanischen Urwald konnte er schließlich erfahren, was es heißt „auf dem Vorposten des Reiches Gottes“ zu stehen. Dort löste er authentisch ein, was er als junger Vikar gelobte: Nicht nur über die Religion der Liebe Jesu von der Kanzel herab zu predigen, sondern diese im eigenen Tun zu verwirklichen.

Dass „das Reich Gottes als etwas in der Gegenwart seinen Anfang Nehmendes“²⁵ begriffen wird, hat für Schweitzer zudem eine geradezu weltgeschichtliche Bedeutung. Die Menschheit kann es sich nicht mehr „leisten“, in der Erwartung des von selbst kommenden, übernatürlichen Reiches zu verharren: „Für die Menschheit, wie sie heute ist, handelt es sich darum, das

Reich Gottes zu verwirklichen oder unterzugeben. Aus der Not heraus, in der wir uns befinden, müssen wir an seine Verwirklichung glauben und mit ihr Ernst machen.“²⁶

Ein begnadeter Prediger

Wer nach dem Bisherigen vermutet, Schweitzer wäre ein reiner Schreibtisch-Theologe gewesen, der mit der praktisch-theologischen Arbeit nichts am Hut gehabt hätte, sei eines besseren belehrt. Trotz seiner doppelten wissenschaftlichen Betätigung als Theologe und Philosoph ließ er es sich nicht nehmen, sein Vikariat voll wahrzunehmen und allsonntäglich zu predigen.

„Ich empfand es als etwas Wunderbares, allsonntäglich zu gesammelten Menschen von den letzten Fragen des Daseins reden zu dürfen.“²⁷

Seine Predigten waren stets frei von akademisch-abstrakter Attitüde. Er verstand es meisterhaft, komplexe theologische Zusammenhänge durch anschauliche Bilder jedermann unmittelbar und persönlich zugänglich zu machen. Sie zeichneten sich aus durch Klarheit, Einfachheit und Lebensnähe der Sprache, mit der er seine Zuhörer unmittelbar erreichte. Dazu kam der Konfirmandenunterricht, den er mit ebensolcher Hingabe wahrnahm. Er konnte sein Schulmeisterblut nicht verleugnen. Schweitzer war in seiner praktisch-theologischen Arbeit stets darauf aus, die Wahrheit des Evangeliums nicht nur für die Herzen zu erschließen, sondern vor allem als etwas darzustellen, was mit dem Denken vereinbar war.

Die Einfachheit des Stils und der unmittelbare Bezug zum Alltag der Zuhörer lässt seine intensive Vorarbeit und enorme Anstrengung der Predigtvorbereitung kaum ahnen, – die „furchtbare(n) Krisen“, die „schreckliche Geburt“, wie er seiner Freundin Helene einmal mitteilte, mit der er „seine innersten Gedanken zur Welt bringt“, getrieben von der Angst, „eine Predigt zu halten, die ‚nicht gelebt‘ ist!“²⁸

Die Lebensreife und Geistestiefe, die einem in Schweitzers Predigten entgegentritt, ist umso beeindruckender, als sie in einer Art Frühvollendung schon im jungen, frisch examinierten, gerade mal 24-jährigen Vikar begegnet.

So etwa in einer Predigt an Ostern 1899 zum Thema „Auferstehung“, die er mit einem ausdrucksstarken Eingangsbild eröffnet: *„Unser Text ist ein großer Lobgesang: Das Vergängliche ist verklärt in die Herrlichkeit, das Verwesliche ins Unverwesliche, und der Tod ist verschlungen durch das Leben. Die Zeit, in der wir stehen, läßt diesen gewaltigen Lobgesang in uns nachhallen: Von Auferstehung, von Leben verkündet uns der sprießende Halm, das Laub, das aus den Knospen hervorbricht, neue Hoffnung und neue Zuversicht predigt die schneeige Blüte und der leuchtende Himmel, murmelt der eilende Bach, singt der Vogel in der Luft ...“*²⁹

Bilder aus der Natur dienen ihm sehr häufig als „Gleichnis“ zur Verdeutlichung seiner theologischen Kernaussagen, die um die sittliche Kernaufgabe einer „Geistesgemeinschaft mit Jesus“, bzw. einem „Sein in Christo“ kreisen, das nach Paulus bedeutet, *„nicht sich selbst leben, sondern Christus“*. Was dies nun im christlichen Leben des Näheren heißen kann, setzt er in einer Predigt von 1900 treffend ins Bild: *„Wie können wir in unserm gewöhnlichen Leben nicht uns selbst leben, sondern Christus – wir, die wir in unserer Familie, in unserer Arbeit, in unserem Beruf drin stehen? Hier möchte ich auf etwas aufmerksam machen. Ist denn die brennende Julisonne, die heiß über unsern Weinbergen brütet, allein die wahre Sonne, der wir den Herbst verdanken, oder hat nicht der zaghafte Sonnenstrahl, der augenblicklich die Knospen der kahlen Reben unmerklich wachsen macht, gerade so viel Bedeutung für den kommenden Herbst? So ist es auch in geistigen Dingen: Nicht nur das Leben, das von allen anderen Verpflichtungen befreit, sich dem Christentum und der christlichen Liebestätigkeit widmen kann, ist ein Leben für den, der für uns gestorben ist, sondern auch das Leben, das der Familie, dem Beruf und der weltlichen Arbeit gewidmet ist, kann und soll, indem wir nicht uns selbst leben, Christus gehören und von ihm gebeitigt sein.“*³⁰

Weil man Albert Schweitzer theologisch nicht über den Weg traute, musste er vor der Pariser Missionsgesellschaft geloben, in Afrika ausschließlich als Arzt zu praktizieren und als Theologe stumm zu bleiben wie ein Fisch.

Dass er später in seinem Urwald-Hospital zur Erbauung seiner Patienten und Mitarbeiter trotzdem allsonntäglich unangefochten Gottesdienste ab-

hielt und das Wort Gottes in der illustren Runde Essen zubereitender Frauen, spielender Kinder, gackernder Hühner und grunzender Schweine verkünden konnte, mochte eine Ironie des Schicksals und ihm eine späte Genugtuung gewesen sein. Diese Gottesdienste gehörten mit zu seinen bewegendsten Erfahrungen. Nicht nur der bunten Szenerie wegen, in der Mensch und Tier in geradezu paradiesischer Eintracht versammelt waren. Es waren vor allem auch Schweitzers Predigten, von denen eine besondere Faszination ausging: Die Bildhaftigkeit und Klarheit seiner Sprache, in der er die Botschaft des Evangeliums zu vermitteln verstand. Allein diese Predigten sind hinreißende Zeugnisse seiner unnachahmlichen Kunst, das Evangelium in *„ganz unakademischer Einfachheit“* seiner Spitalgemeinde nahezubringen. Schließlich konnte er ja bei den Eingeborenen keinerlei theologisches oder katechetisches Wissen voraussetzen: *„Um verstanden zu werden, muß ich mich befeißigen, so sachlich wie möglich zu reden. So darf ich zum Beispiel die Frage Petri an Jesum, ob es genug sei, daß man dem Bruder siebenmal vergebe, nicht in dieser Allgemeinheit stehen lassen, sondern muß meinen Schwarzen im Leben vorführen, was es für einen von ihnen, wie auch für Petrus, heißen kann, am Tage siebenmal zu vergeben. Dies schilderte ich ihnen in einer der letzten Predigten folgendermaßen: ‚Kaum daß du morgens auf bist und vor deiner Hütte stehst, kommt einer, den alle Leute als böse kennen, und beleidigt dich. Weil der Herr Jesu sagt, daß man vergeben soll, schweigst du, statt das Palaver zu beginnen.“*

Nachher frisst dir die Ziege des Nachbarn die Bananen, die dein Mittagessen abgeben sollten. Statt mit dem Nachbar Streit zu beginnen, sagst du ihm nur, daß es seine Ziege war und daß es gerecht wäre, wenn er die Bananen ersetze. Aber wenn er dann widerspricht und behauptet, es sei nicht seine Ziege gewesen, gehst du still fort und denkst daran, daß der liebe Gott dir in deiner Pflanzung so viel Bananen wachsen lässt, daß du wegen dieser keinen Streit anzufangen brauchst. (...)“

Und so folgen fünf weitere, anschaulich treffende Beispiele, bis es dann zum Schluss heißt: *„Nun gehst du heim, froh und stolz, daß du es über dich gebracht hast, siebenmal zu vergeben. Aber wenn an jenem Tage der Herr Jesus in dein Dorf käme, und du vor ihm trätest und meintest, er würde dich vor allen Leuten darum loben, dann würde er zu dir sagen, wie zu Petrus, daß sie-*

*benmal nicht genügt, sondern daß du noch einmal siebenmal, und noch einmal, und noch einmal und noch viele Male vergeben musst, bis Gott dir deine Sünden vergeben kann ...*⁴³¹

Mit drei Hinweisen möchte ich meine Ausführungen beschließen: Zum einen wird an diesem Beispiel deutlich: Schweitzer schwadroniert nicht in frömmelnden Glaubenssätzen und dogmatischen Spekulationen, die sich jeder vernünftigen Prüfung entziehen. Stattdessen vollzieht er in seinen Schriften mit dem Leser und in seinen Predigten mit seinen Hörern eine elementare Gedankenbewegung, die seinen Verstand fühlend und seine Gefühle denkend werden lässt. Denken und Glauben, Verstehen und Fühlen stehen in keinem Konkurrenzverhältnis, sondern durchdringen einander und bringen sich wechselseitig hervor: *„Je mehr Denken in einer Religion vorhanden ist, desto tiefer und lebendiger ist sie. Ganz vermag sich auch die weitgehend erstarrte Religion dem Denken nicht zu verschließen. Wie das wahre Denken religiös, so ist die wahre Religion denkend.“*⁴³²

Zweitens: Es kommt auch hier wie in seinen vielen anderen Predigten und Schriften die entscheidende Sinnmitte zum Tragen, um die sein ganzes theologisches Denken kreist: Die zutiefst ethische Ausrichtung der christlichen Heilsbotschaft, wonach *„nicht Reich Gottes in die Welt kommen (kann), wenn nicht Reich Gottes in unsern Herzen ist.“*

Und schließlich drittens: Schweitzers Theologie geht mit seinem philosophischen Denken bruchlos zusammen. Die in seiner Kulturphilosophie begründete Ethik der „Ehrfurcht vor dem Leben“ ist im letzten Sinne nichts anderes als die ins Universelle ausgeweitete Religion der Liebe Jesu. In ihr spricht sich eine Gesinnung aus, die jedes Lebewesen grundsätzlich als wertvoll und heilig anerkennt, und die von der *„Liebe zu allen Geschöpfen“* getragen ist. Nur mit ihr, so darf mit Schweitzer behauptet werden, besteht annähernd Aussicht, dass der unabsehbar gefährdeten menschlichen und nicht-menschlichen Lebenswelt eine lebenswerte Zukunft beschieden sein wird.

- 1) *Gekürzte Fassung eines Vortrags, gehalten auf der Adventstagung der Evangelischen Arbeitnehmerschaft im Bereich der Evangelischen Landeskirche Baden e.V. am 2. 12. 2012 in Rastatt.*
- 2) *Schweitzer, Albert: Vorträge, Vorlesungen, Aufsätze. Werke aus dem Nachlaß, hrsg. v. Claus Günzler, Ulrich Luz u. Johann Zürcher, München 2003, S. 248.*
- 3) *Weiß, Wolfgang: Konstruktion wider die kritische Analyse. Zur Jesusdeutung Albert Schweitzers. In: Müller, Wolfgang E. (Hrsg.): Zwischen Denken und Mystik. Albert Schweitzer und die Theologie heute, Beiträge zur Albert-Schweitzer-Forschung Bd. 5, hrsg. v. Bodo Christ u. a., Bodenheim 1997, S. 37.*
- 4) *Schweitzer, Albert: Geschichte der Leben-Jesu-Forschung Band 2, München/Hamburg 1966, S. 630.*
- 5) *Schweitzer, Albert: Aus meinem Leben und Denken, S. 54.*
- 6) *Roß, Jan: Das Recht, ein Ketzer zu sein. Der Unbestechliche: Albert Schweitzer und die Theologie. In: Müller, Wolfgang E. (Hrsg.): Zwischen Denken und Mystik, S. 15.*
- 7) *Schweitzer, Albert: Die Mystik des Apostels Paulus. Tübingen 1981, S. I.*
- 8) *Ebd., S. 366.*
- 9) *Ebd., S. 373.*
- 10) *Ebd., S. 294.*
- 11) *Ebd., S. 366 f.*
- 12) *Ebd., S. 367.*
- 13) *Schweitzer Miller, Rbena/ Woytt, Gustav (Hrsg.): Albert Schweitzer – Helene Bresslau. Die Jahre vor Lambarene. Briefe 1902–1912, München 1992, S. 315.*
- 14) *Bähr, Hans Walter (Hrsg.): Albert Schweitzer – Leben, Werk und Denken 1905–1965, mitgeteilt in seinen Briefen, Brief vom 11. 12. 1929 an Margit Jacobi, S. 102.*
- 15) *Schweitzer, Albert: Reich Gottes und Christentum, hrsg. v. Ulrich Luz u. a., Werke aus dem Nachlaß, München 1995, S. 154.*
- 16) *Ebd., S. 226.*
- 17) *Ebd., S. 221.*
- 18) *Schweitzer: Die Mystik des Apostels Paulus.*
- 19) *Ebd., S. 3.*
- 20) *Schweitzer: Die Mystik des Apostels Paulus, S. 367.*
- 21) *Morgenpredigt zum Sonntag, 17. Dezember 1899 St. Nicolai zu Mt. 11,2-6 [Bist du, der da kommen soll?] in: Albert Schweitzer: Predigten 1898–1948, hrsg. v. Richard Brüllmann u. Erich Gräßer, Werke aus dem Nachlaß, München 2001, S. 100.*
- 22) *Vgl. Schweitzer: Die Mystik des Apostels Paulus, S. 376 f.*
- 23) *Ebd., S. 378.*

- 24) Schweitzer: *Reich Gottes und Christentum*, S. 355.
- 25) *Ebd.*, S. 347.
- 26) *Ebd.*, S. 388, vgl. S. 350.
- 27) Schweitzer, Albert: *Aus meinem Leben und Denken*, S. 27.
- 28) Schweitzer Müller, Rhena/Woytt, Gustav (Hrsg.): *Briefe 1902–1912, Brief vom 4. 1. 1908*, S. 197.
- 29) *Predigt von 1899*; in: Albert Schweitzer: *Predigten 1898–1948*, hrsg. v. Richard Brüllmann u. Erich Gräßer, *Werke aus dem Nachlaß*, München 2001, S. 78.
- 30) *Predigt v. 11. 3. 1900*, *ebd.*, S. 135.
- 31) Zit. n. Harald Steffahn (Hrsg.): *Albert Schweitzer Lesebuch*. München 1986, S. 323 ff.
- 32) *Kulturphilosophie III*, 1. und 2. Teil, S. 280.



OTHON PRINTZ

Krankenbehandlung in der Gegend von Lambarene vor 1913

Als Doktor Schweitzer und seine Ehefrau 1913 im Kongo ankamen, war die Region um Lambarene auf dem Gebiet der Gesundheit keine vollkommene Wüste mehr. Einige Missionare, welche relativ gut in Medizin ausgebildet waren, hatten den Weg gebahnt. Unter ihnen treten drei Persönlichkeiten auf, welche Albert Schweitzer selbst als seine Vorgänger betrachtet.

„Die Eingeborenen haben sehr viel Vertrauen in die Medizin der Weißen. Dies rührt zum großen Teil daher, dass unsere Missionare am Ogowe sie seit einem Menschenalter mit Aufopferung und zum Teil mit sehr guten Kenntnissen behandelt haben. Besonders zu nennen sind die im Jahre 1906 verstorbene Frau Missionar Lantz in Talagouga, eine Elsässerin, und Herr Missionar Robert in N’Gômô, ein Schweizer, der zurzeit schwer krank in Europa weilt.“ (Zwischen Wasser und Urwald, Paul Haupt, Bern 1921, S. 38)

Diesen beiden Vorgängern muss man die große Persönlichkeit des Amerikaners Doktor Robert Nassau, Arzt, Theologe und Ethnologe, beifügen.

„Die Missionsstation Lambarene wurde von dem amerikanischen Missionar und Arzt Dr. Nassau im Jahre 1876 gegründet ... Als ich Dr. Nassau, dem hochbetagten Gründer der Missionsstation Lambarene nach Amerika meldete, dass sie jetzt wieder mit einem Arzt besetzt sei, war seine Freude groß.“ (Aus meinem Leben und Denken, Felix Meiner, Leipzig, S. 97 u. 120)

In den folgenden Zeilen wollen wir kurz einige Einblicke in das Leben dieser drei außergewöhnlichen Menschen geben.

Robert Hamill Nassau

Robert Nassau wurde am 11. Oktober 1835 in den USA geboren. Er erhielt eine exzellente theologische Ausbildung an der Universität Princeton. Schon in jungen Jahren setzte er seine Ideen gegen die Sklaverei um. So war er während seiner Studienzeit sieben Jahre lang Lehrer an einer Sonntagschule in einer schwarzen Kirchengemeinde. Seine Entscheidung, als Missionar in Afrika tätig zu werden, war somit nicht überraschend. In seiner Autobiographie schildert er jedoch, dass seine Mitbrüder ihm rieten, sich eher in einem alten Kulturland wie Persien, China oder Indien niederzulassen. *„Wenn Du dich für Afrika entscheidest, dann riskierst Du, bald zu sterben“*. Nicht zuletzt deshalb – *„um nicht in Afrika zu sterben“* – entschied sich Nassau, auch noch Medizin zu studieren. Nach einem nur zweijährigen Studium in Philadelphia erhielt er den medizinischen Doktorgrad mit einer lateinisch verfassten Dissertation mit dem Titel *„Die Funktionen der Lipide“* (De Officiis Adipis). Sein Diplom enthielt jedoch die spezielle Anmerkung, es sei nicht gültig für das Praktizieren in Amerika.

Zwischen 1861 und 1906 verbrachte Nassau insgesamt sechs lange Aufenthalte im Ogowebecken. Hier einige Auszüge aus dem dort Erlebten und seiner Arbeit.

Dr. Nassau schiffte sich als Missionar des Evangelischen Presbyteriums von Amerika am 2. Juli 1861 in New York zu seinem ersten Afrika-Aufenthalt (1861–1871) ein.

Nach zweieinhalbmonatiger Fahrt erreichte das Schiff die kleine Insel Corisco, die vor der Küste Gabuns liegt. Dank der Unterrichtung durch einen anderen Missionar, der ebenfalls an Bord des Schiffes weilte, gelang es ihm während der Reise, die Sprache Benga so gut zu erlernen, dass die Eingeborenen ihm den Namen *„der Freund, der sich für uns interessiert“* gaben.

Später schrieb er nicht ganz ohne Stolz: *„Diesen Ehrentiteln werde ich bei allen Stämmen tragen, die mich empfangen werden“*. Die Übersetzungsarbeit bzw. die Hilfestellung bei Übersetzungen sollten ein wichtiges Element seiner Tätigkeit darstellen.

Wie damals üblich ging Nassau als Junggeselle nach Afrika. Aber in Corisco traf er eine junge Frau, eine Lehrerin namens Mary Cloyd Latta,

die er am 17. September 1862 heiratete. Mary musste ihren jungen Gatten jedoch schon ein Jahr später verlassen, da es damals für eine weiße Frau als nicht vorstellbar galt, ein Kind im tropischen Afrika zu gebären. Als sie dann wieder nach Afrika zurückkehrte, war ihr gemeinsamer Sohn William bereits sieben Monate alt.

Die Rückkehr nahm Nassau zum Anlass, sich fest vorzunehmen, *„die Unsinnigkeit solcher Trennungen zu beweisen und das nächste Kind auf afrikanischem Boden auf die Welt kommen zu lassen“*. Die Gelegenheit bot sich bald, und am 12. Juli 1866 erblickte ein kleiner Knabe namens Paul in Corisco das Licht der Welt.

Die Geburt eines weißen Kindes in den Tropen Afrikas fand großen Widerhall, nicht nur im Milieu der Missionare, sondern auch bei anderen Europäern in der Kolonie. Savorgnan de Brazza, der berühmte französische Afrikaforscher, widmete dem Ereignis sogar einen großen Vortrag in Paris, den er im Rahmen seiner Tätigkeit als Generalkommissar Frankreichs im Kongo hielt.

Am Ende des ersten Aufenthalts verlor Robert Nassau leider seine Frau und führte deshalb seine zweite Afrikareise (1874–1880) alleine durch. Während dieser Zeit ließ er sich in Andende nieder und eröffnete am 28. November 1879 offiziell die erste evangelische Pfarrei am Ogowe. An diesem Ort, in Andende, werden sich 1913 auch Helene und Albert Schweitzer niederlassen.

Nach einem weiteren Urlaub in den USA kehrt Nassau von 1881–1891 zu einem dritten Aufenthalt nach Andende zurück, begleitet von seiner zweiten Frau, die ebenfalls wie seine erste „Mary“ hieß.

Bald darauf verließ er Andende, um eine neue Missionsstation in Talalouga zu errichten, wo er zehn Jahre blieb. Es gelang ihm dort, unter unglaublich schwierigen persönlichen und politischen Umständen eine bemerkenswerte Arbeit zu vollbringen.

Wir können hier nicht seine vielfältigen Aktivitäten in Talalouga beschreiben, aber sein tragisches persönliches Schicksal verdient es, erzählt zu werden.

Als Mary schwanger wurde, war Doktor Nassau der Meinung, sie könne ihr Kind in Talalouga zur Welt bringen. Aber trotz aller Vorsichtsmaß-

nahmen – Nassau hatte alle Art von Medikamenten aus Liverpool kommen lassen – verlief die Geburt sehr schlecht. Wenige Stunden nach der Geburt eines Mädchens verstarb die Mutter. Aber, so berichtet Nassau später, bevor seine Frau starb, hatte er ihr geschworen, das Kind nicht wegzugeben, sondern es selbst großzuziehen.

In seiner Not wandte er sich an die afrikanischen Frauen, die dem Kind die kostbare Muttermilch gaben. Im Übrigen war Nassau jedoch mit ihrer Art, sich des Mädchens anzunehmen, nicht zufrieden.

In dieser Situation fielen ihm zwei besonders intelligente und fleißige Schwestern ein, die in der Missionsstation Baraka lebten, als er dort wirkte. Es stellte sich heraus, dass eine der beiden, die unverheiratet gebliebene Mutter eines kleinen Mädchens namens Iga, bereit war, nach Talalouga zu kommen und sich als Erzieherin um das Kind zu kümmern. Sie hieß Anyentyuwe.

Indem er diese *„lebendige und kluge Frau nicht als Dienerin, sondern als Erzieherin“* einstellte, beging er nach Ansicht der Missionsgesellschaft einen schweren Fehler.

Er sah sich heftigen Attacken ausgesetzt. Es wurden mehrere Briefe von anderen Missionaren an das Komitee in den USA geschickt. Aber Nassau und Anyentyuwe widerstanden dem Druck.

Ein Beweis für den Charakter von Anyentyuwe zeigte sich in folgendem Auszug eines Briefes, den sie an die Missionare schrieb. *„Ich kenne Herrn Nassau mit Sicherheit besser als Ibr alle. Er ist ein ebrenwerter Mann, während Ibr anderen Amerikaner die Leute meiner Rasse verachten. Ich liebe Mary und werde nicht von ihr lassen. Manche Missionare können gar nicht schlechter über mich reden, als sie es jetzt schon tun.“*

Während des vierten, fünften und sechsten Aufenthaltes in Afrika (1893–1906) entwickelte Nassau umfangreiche Aktivitäten. In Anbetracht seines beachtlichen missionarischen und anthropologischen Werkes kann man sich fragen, wo der Mediziner blieb. Im Gegensatz zu Albert Schweitzer nannte Nassau mehrmals als Hauptziel seiner Arbeit, *„das Evangelium unter den Heiden zu verbreiten“*.

Er ist nicht wie sein berühmter Nachfolger nach Afrika gegangen, um ein Krankenhaus im Urwald zu errichten. Wir wissen jedoch, dass er sein

medizinisches Wissen nutzte, um seiner Umgebung zu helfen. Mehrere Zeugnisse belegen, dass er Medikamente aus Großbritannien kommen ließ. Er war vor allem auch ein aufmerksamer Beobachter der Wirkungen der indigenen Medizin.

So verdankt ihm die westliche Arzneimittelkunde einen entscheidenden Beitrag in der Kenntnis von zumindest drei Erzeugnissen. Es handelt sich erstens um die Kalabarbohne, auch Gottesurteilbohne, aus der man Eserin gewinnt, das seit langem in der Augenheilkunde bekannt ist und dem auch eine Wirkung bei der Behandlung von Gedächtnisstörungen wie bei der Alzheimer-Krankheit nachgesagt wird.

Zweitens handelt es sich um die Pflanzenart „Strophantus“, die in der Kardiologie aber auch gegen Schlaflosigkeit und Angstzustände Verwendung findet. Zudem war Nassau vermutlich der erste, der die Kolanuss nach Amerika importierte, die als Quelle der Vitalität und Langlebigkeit gilt.

Valentine Lantz, geborene Ehrhardt

Am Sonntag, den 4. Februar 1912 hält Albert Schweitzer trotz großer Erschöpfung zwei Predigten in der St. Nikolaus Kirche zu Straßburg. Die Morgenpredigt, vollständig schriftlich ausgearbeitet und sehr gut gegliedert, geht über 1. Korinther 13,7 *„Die Liebe glaubt alles“*.

Die Predigt am Nachmittag, bestimmt für ein kleineres Publikum, war wesentlich persönlicher. Eine ZuhörerIn machte sich Notizen, hier ein Auszug: *„Wenn wir darüber nachdenken, wird uns klar, dass die Mission auch ein Werk der Sühne ist, das sich uns mit Macht aufdrängt, wenn wir nicht gewissermaßen zu Komplizen des Bösen werden wollen.“*

Eines Tages, als ich gelegentlich einer Missionsfeier, diese Überzeugung kundtat und Menschen guten Willens fragte, ob sie dieser Idee folgen würden, antwortete mein Gewissen auf meine Anklagerede, „Und warum gehst du nicht selbst?“ Diese Frage wurde immer drängender, als mein Landsmann Edouard Lantz nach zwei Jahren Priesteramt im Kongo starb.

Seine Witwe, Valentine Ehrhardt, kehrte zurück in die Heimat, erfüllt von der Idee, einen Arzt in den Kongo zu schicken. Da sie keinen fand, unternahm

sie selbst, obgleich noch von der tiefen Trauer über den Verlust ihres Gatten gebrochen, die heldenbafte Anstrengung, sich grundlegende medizinische Kenntnisse anzueignen und sich ausreichend in Krankenpflege zu bilden, um so die dringendsten Probleme in der Kongo-Kolonie angehen zu können, der sie fortan ihr Leben widmete.

Nach der Beendigung der Ausbildung ging sie in den Kongo zurück. Nach zwei Jahren kräftezehrender Arbeit wurde sie selbst von der Krankheit dahingerafft, was die eingeborene Bevölkerung aus Nah und Fern, deren physisches Leid sie mit unermüdlicher Hingabe gelindert hatte, in große Verzweiflung versetzte. In diesem Augenblick wurde meine unwiderrufliche Entscheidung getroffen. ‚Ich, sagte ich mir, werde versuchen, die Lücke zu schließen, die diese Frau hinterlassen hat, ich werde sie ersetzen‘. Danach nahm ich das Studium der Medizin auf und bot der Kongomission meine Dienste an“. Dieser Text erschien im Jahr 1912 im Bulletin „Echo“ des Kollegs des guten Hirten zu Straßburg und wurde später im Heft 21 (Juni 1969) der Association Française des Amis d’Albert Schweitzer übernommen.

Valentine Lantz, eine besonders anziehende Persönlichkeit, 1873 im Elsass geboren, war von Beruf Lehrerin und heiratete im Jahr 1899 den Missionar Edouard Lantz, der ebenfalls aus dem Elsass stammte. Sie begleitete ihren Mann zu dessen ersten Aufenthalt im Kongo (1899–1902). Tragischerweise musste sie in dieser Zeit den Tod ihres Kindes und später ihres Mannes erleben.

Während des zweieinhalbjährigen Aufenthaltes in Frankreich vertiefte sie mit Fleiß ihre Kenntnisse in der Krankenpflege, insbesondere auf den Gebieten der Gynäkologie und Geburtshilfe. Am 18. September 1904 kehrte sie in den Kongo zurück.

Hier einige Zeilen über ihre Arbeit: *„Direkt nach dem Frühstück ziehe ich meinen Kittel zum wechseln der Verbände an und begeben mich auf die Veranda, wo unsere kleine Ambulanz eingerichtet ist ... Die meisten Patienten kommen regelmäßig, alle zwei Tage, oft aus weit entfernten Dörfern ... Und verlassen jedes Mal etwa 20–25 Behandelte die Krankenstation ... Was hätte ein Arzt hier alles zu tun, nicht nur unter den Missionaren sondern auch unter den Afrikanern“*. Im Jahr 1906 wurde Valentine Lantz leider selbst im Alter von nur 33 Jahren von einer Krankheit dahingerafft.

Maurice Robert

„Soziale Probleme im Urwald ... Auf dem Strom, 30. Juli bis 2. August 1914 ... Freundlichkeit mit Autorität zu paaren, ist das große Geheimnis des richtigen Verkehrs mit den Eingeborenen. Einer der Missionare, Herr Robert, schied vor einigen Jahren aus dem Verband der Mission aus, um unter den Negern als Bruder zu leben. Er baute sich ein kleines Haus bei einem Negerdorfe zwischen Lambarene und N’Gômô und wollte als zum Dorf gehörend betrachtet sein. Von jenem Tage an war sein Leben ein Martyrium. Mit der Aufgabe der Distanz zwischen weiß und farbig hatte er den Einfluss verloren. Sein Wort galt nicht mehr als ‚Wort des Weißen‘ sondern er musste mit den Negern über alles lange diskutieren, als wäre er ihresgleichen“. So schreibt Albert Schweitzer in seinem berühmten Buch, Zwischen Wasser und Urwald. (Ausgabe von Paul Haupt, Bern 1921, S. 124)

Eingangs haben wir gesehen, dass Dr. Schweitzer diesen Maurice Robert zu seinen Vorgängern in medizinischer Hinsicht zählte.

Maurice Robert wurde 1878 in Bienne in der Schweiz geboren. Nach seinem Studium der Theologie am Missionshaus in Paris studierte er noch Medizin. Im Jahre 1901, während seines Medizinstudiums in Liverpool, ereilten die Pariser Missionsgesellschaft alarmierende Nachrichten, und man bat ihn, sein Studium zu unterbrechen und sofort in den Kongo zu reisen. Zwischen 1902 und 1913 hat Maurice Robert insgesamt drei Aufenthalte im Kongo verbracht. Er erlernte dort die Galoa-Sprache, hielt oft Predigten, leitete die Jungenschule und widmete einen Großteil seiner übrigen Zeit der Behandlung von Kranken. So nahm er einige Patienten in einer „kleine Krankenstation“ auf, die wenige Jahre zuvor vom Missionar Vernier errichtet worden ist. Hier ein kleiner Exkurs zur „kleinen Krankenstation“:

Albert Schweitzer beschreibt mit folgenden Worten den Beginn seiner medizinischen Arbeit in Lambarene: *„Dass ich keinen Raum zum Untersuchen und Behandeln der Kranken hatte, bedrückte mich sehr... In der Not entschloss ich mich, den Raum den mein Vorgänger im Hause, der Missionar Morel, als Hühnerstall benutzt hatte, zum Spital zu erbeben!“*

In der Tat diente der „Hühnerstall“ von Dr. Schweitzer, der von Vernier

errichtet, aber nicht genutzt wurde, zweimal Maurice Robert als Krankenzimmer: ein erstes Mal zwischen April und Dezember 1902 und ein zweites Mal im Jahr 1910, als Robert erneut in Lambarene eingesetzt wurde. Als Maurice Robert Lambaréné im Januar 1911 verließ und sich keiner mehr um die Kranken kümmerte, wurde die „kleine Krankenstation“ überflüssig und diente zeitweise Morel wieder als Hühnerstall.

Als Doktor Schweitzer 1913 in Lambaréné eintraf, waren Morel und seine Hühner gerade nach Samkita versetzt worden und die „kleine Krankenstation“ alias „Hühnerstall“ wieder frei.

Im Jahr 1911 verließ Robert die Missionsgesellschaft, um sich dem Projekt der Errichtung eines neuen Dorfes in Oroudanô, einem Ort nicht weit von der Missionsstation N’Gomo entfernt, zu widmen. Die Regeln des Zusammenlebens wurden wie folgt festgelegt: absolute Gleichheit aller Bewohner, Mann oder Frau, Schwarz oder Weiß, katholisch, evangelisch oder heidnisch.

Dieses von Robert initiierte Experiment scheiterte schnell und inspirierte Albert Schweitzer im Jahre 1914 zu den oben zitierten Zeilen.

Schlussfolgerung

Wir haben hier kurz die Bedingungen untersucht, unter denen diejenigen medizinische Arbeit geleistet hatten, die Schweitzer als seine Vorgänger bezeichnete.

100 Jahre nach der Ankunft des „Grand Docteur“ und seiner Frau in Lambaréné, und 100 Jahre nach dem Tod von Maurice Robert, möchten wir abschließend auf die Debatte zurückkommen, welche Nähe bzw. notwendige Distanz zwischen Pflegenden und Gepflegten und generell zwischen Schwarzen und Weißen herrschen sollte.

Für einen Pflegenden ist es sehr wichtig, die Sprache des Patienten zu sprechen. Doktor Nassau, der nur ambulant tätig war, sprach mehrere afrikanische Sprachen und besaß profunde Kenntnisse über die Kultur der Bantus. Seine Nähe zu den Afrikanern ging soweit, dass er sogar mit einer schwarzen Frau zusammenlebte. Er trotzte damit den Regeln der amerika-

nischen presbyterianischen Missionsgesellschaft, der er angehörte und die in ihrem Reglement festgelegt hatte:

1. Jeder Missionar, der eine Eingeborene heiratet, wird sofort abberufen.
2. Keinem männlichen Missionar, egal ob ledig, verheiratet oder verwitwet, der sich allein auf seinem Posten befindet, ist es genehmigt, eine Eingeborene als Haushälterin oder Bedienstete zu nehmen.

Valentine Lantz war dafür bekannt, dass sie als eine der ganz wenigen Europäerinnen „*nya fan*“ sprach, das heißt „wirklich unsere Sprache“. Als Krankenpflegerin und Hebamme hielt sie unzählige Sprechstunden ab, konnte aber mangels Mitteln nur wenige Patienten stationär aufnehmen.

Dem Beispiel von Doktor Nassau folgend, unterhielt sie auch enge persönliche Beziehungen mit mehreren Afrikanern, insbesondere mit dem Pastor Ombagho. In einem Nachruf haben wir diesbezüglich gelesen: *„Auf ihrem Totenbett drückte sie noch fest die Hand Ombaghos, den man, als sei es die Brechung eines Tabus, in ihr Zimmer bineingelassen hatte“*.

Maurice Robert sprach ebenfalls perfekt Galoa und veröffentlichte sogar in dieser Sprache die „synoptische Geschichte des Lebens Jesu“.

Außerdem, so haben wir gesehen, war es sein Bestreben *„mit den Eingeborenen ein einfaches Leben zu führen, sie zu sehen und zu verstehen: ich möchte unter ihnen leben wie der Zimmermann aus Nazareth“*.

Im Gegensatz zu diesen drei Persönlichkeiten hat Albert Schweitzer trotz anfänglicher Absichten keine afrikanische Sprache erlernt.

Hinsichtlich der Beziehungen zwischen Schwarzen und Weißen hat Albert Schweitzer, eingedenk des Beispiels von Maurice Robert, folgende Gedanken geäußert, die noch heute viel Tinte fließen lassen: *„Ich soll ihm (dem Eingeborenen) zeigen, dass ich die Menschenwürde in jedem Menschen achte. Diese Gesinnung soll er an mir spüren. Aber die Hauptsache ist, dass die Brüderlichkeit geistig vorhanden ist. Wieviel sich davon in den Formeln des täglichen Verkehrs auszudrücken hat, ist eine Frage der Zweckmäßigkeit. Der Neger ist ein Kind. Ohne Autorität ist bei einem Kinde nichts auszurichten. Also muss ich die Verkehrsformel so aufstellen, dass darin meine natürliche*

Autorität zum Ausdruck kommt. Den Negern gegenüber habe ich dafür das Wort geprägt: Ich bin dein Bruder; aber dein älterer Bruder“.

Dieser von Schweitzer 1914, also nach nur einem Jahr in Afrika, geschriebene Text, enthält nach Ansicht von Kritikern im Keim das paternalistische und kolonialistische Weltbild des Grand Docteur.

Aus unserer Sicht hat man in dieser Debatte einem kleinen Satz zu wenig Bedeutung beigemessen, den wir hervorgehoben haben: „[Das] ist eine Frage der Zweckmäßigkeit“. Durch diese Worte macht Schweitzer aus unserer Sicht klar, dass für ihn die Beziehung zwischen Schwarz und Weiß nicht dogmatischer Natur ist, die auf ewig in Marmor geritzt ist, sondern eine Sichtweise, die in Zusammenhang mit den Umständen steht. Und diese haben sich in hundert Jahren, dem werden alle zustimmen, sehr verändert.

Der Artikel von Othon Printz wurde von Dr. Roland Wolf übersetzt.

HERMANN MAI

Der Arzt Albert Schweitzer

Von Prof. Dr. Hermann Mai¹, aus dem 31. Rundbrief für den Freundeskreis von Albert Schweitzer, 1. Dezember 1968, S. 35–48.

[...]

Es liegt selbstverständlich ganz subjektiv in meiner eigenen Einstellung, wenn ich in Schweitzer sowohl in der Lektüre seiner Schriften wie auch im persönlichen Umgang im letzten Jahrzehnt in ihm den Arzt besucht, gesucht und gefunden habe. Sicherlich hat (mindestens zeitlich berechnet) die ärztliche Tätigkeit in Schweitzers Leben den breitesten Raum eingenommen. Auch wenn er in den letzten Jahren medizinische Instrumente nicht mehr zur Hand nahm, so hat seine Gegenwart bei schwierigen Operationen, besonders aber die fortwährende Besprechung aller wichtigen Begebenheiten und Entschlüsse im Hospital immer die entscheidende Bedeutung beibehalten.

Wie von selbst glitt dann seine Erinnerung in vergangene Zeiten. Im Erzählen wurde er der überzeugende Historiker der Tropenmedizin seiner fünf durcharbeiteten Jahrzehnte. Niemals ist er dabei in das reine Erzählen abgeglitten. Stets war die Beziehung des Erlebten zur aktuellen Gegenwart eindeutig und eng, sei auch der Zeitabstand noch so groß. Das wahrhaft Faszinierende an solchen Gesprächen war immer jene erregende Gegenüberstellung zwischen der Not eines gegenwärtigen Kranken, den es zu behandeln galt, und den weit ausholenden, aber immer in knappe und einfache Worte gefassten Gedanken des „grand docteur“.

Die erste Überraschung, die dem Arzt zu Beginn seiner Arbeit im Jahre 1913 begegnete, war die große Anzahl von Brüchen (Hernien). Besonders gefährliche Leistenbrüche erforderten oft unverzügliche Hilfe; zu jeder Tages- und Nachtzeit kamen bedrohte Kranke nach langer Fahrt im Einbaum zum neuen weißen Doktor. Nicht immer war noch Hilfe möglich; oft war es zu spät. Wird doch der im Bruch eingeklemmte Darm zur

Todesursache, wenn nicht spätestens am zweiten Tage Hilfe durch Operation kommt.

Bekanntlich diente zu Anfang ein Hühnerstall als Operationsraum. Humorvoll wusste Schweitzer von den Wolkenbrüchen der äquatorialen Regenzeit zu erzählen. Das Blätterziegeldach war keineswegs dicht. Nachts musste die Krankenschwester und Operationsassistentin, Frau Helene Schweitzer, zugleich Schirm und Kerze halten. Beileibe waren solche Situationen nicht so heiter, wie sie sich Jahrzehnte später erzählen lassen.

Hier erlebte der Arzt Schweitzer schon zu Beginn seiner Tätigkeit im Urwald eine Lebensbedrohung der dortigen Menschen, die mit den erwarteten Tropenkrankheiten so gut wie nichts zu tun hat. Auffällig war und ist bis heute die erhebliche Bindegewebsschwäche, die nun ihrerseits eine Voraussetzung zur Bruchentstehung darstellt. Es ist schwer zu entscheiden, ob diese eine rassebetont konstitutionelle Eigenschaft sei, ob etwa auch klimatische Einflüsse wirksam oder alimentäre Gewohnheiten Anlass sein könnten. Bei der ganz überwiegend pflanzlichen Kost ist eine solche Annahme gewiss naheliegend. Dennoch kann sie allein nicht entscheidend sein, denn schon bei kleinsten Kindern wird von der Sippe der Nabelbruch mit Stolz betrachtet. Allzu oft gilt eben das Häufigste als das Normale, Gesunde. Glücklicherweise bringt die Nabelhernie fast nie Gefahren.

Im eingeklemmten Leistenbruch hingegen droht immer Lebensgefahr. Will man die vielen Tausende zählen, die in solcher Lage seit 1913 in Lambaréné geheilt wurden, so kommt man allein hierin schon auf die Spur jener wahren und uneigennützigten Hilfe, die ich der modernen, mehr politisch und wirtschaftlich ausgerichteten Entwicklungshilfe gegenüberstelle. Wahre Humanität, von Schweitzer selbst bisweilen sehr unterschiedlich definiert, stellt sich letztlich doch immer als die Zuwendung zum Mitmenschen dar, mit Rücksicht auf dessen Existenz. Er versteht darunter „*die wahrhaftige Güte in den Beziehungen des Menschen zu seinem Nächsten*“. Hätte Schweitzer keine anderen Leistungen aufzuweisen, als die jahrzehntelange Arzttätigkeit in Lambaréné (einschließlich seines Vorbildes für viele an Ort und Stelle), so gebührte ihm allein aus diesem Grund der Rang eines Großen in der Geschichte. Ich weiß von keinem Entgelt, das er je annahm, welches den Umfang dessen überstieg, was zum Allernotwendigsten, all-

täglichen Lebensunterhalt erforderlich war. Seine Bescheidenheit ist kaum nachahmbar.

Keine noch so übertriebene Anekdote vermag sich weit von der Wirklichkeit zu entfernen. Wer nicht aus nächster Nähe seine Lebensweise beobachten konnte, macht sich schwer eine Vorstellung von der äußeren Bedürfnislosigkeit dieses Mannes selbst bis ins höchste Alter. Materielle Mittel als Ertrag ärztlicher Tätigkeit, ebenso von Orgelkonzertreisen, ja sogar des Nobelpreises, hat er ausschließlich für seine Kranken, zur Erweiterung des Hospitals und direkt dafür dienliche Zwecke verwendet. Auswärtigen Ärzten hat er in Lambaréné wiederholt – wie ich als Ohrenzeuge vernehmen konnte – empfohlen, die Mittel aus einer sog. Privatpraxis zugunsten einer möglichst umfangreichen kostenlosen Armentätigkeit auszugeben. Ob sein Rat oft befolgt wird?

Schon vor der ersten Zeit ärztlicher Tätigkeit in Afrika ist Schweitzer aufgefallen, wie gering oft die Schmerzäußerungen der dortigen Patienten sind im Vergleich zu Europäern. Niemals aber hat er die humanitäre Rücksicht auf andere Menschen nur aufgrund einer unbeweisbaren Vermutung außer Acht gelassen. Wer weiß überhaupt, wie der andere empfindet, wo sein Gefühl beginnt und seine Selbstbeherrschung einsetzt oder endet? Dies gilt immer und überall, besonders aber für den Arzt. So hat auch Schweitzer bis zuletzt seine Helfer dazu angehalten, den Schmerz des Patienten immer so einzuschätzen wie den eigenen in gleicher Lage. Jeder Eingriff und alle Operations- und Narkosetechniken wurden und werden deshalb in Lambaréné gehandhabt wie in Staaten, die sich für höchst entwickelt halten. Dieses Vorgehen schließt gelegentliche Gedanken nicht aus, ob etwa bei sehr natürlich lebenden Menschen die Fähigkeit zum Ertragen körperlicher Schmerzen nicht doch größer sei? Vielleicht schädigen Lärm und Aufregung in großen Städten wie die Hetze und der Nervenauflauf durch Beruf und Vergnügung das Vegetativum in merklicher, wenn auch schwer messbarer Weise. Deshalb dürfte der Bewohner eines solchen Gebietes wiederum keinen Stolz auf seine „Entwicklung“ sehen. Wer wollte sich imstande sehen, Maßstäbe für Gegenwerte anzugeben, welche eine Industrialisierung vordem natürlicher Gegenden und problemlos dahinlebender Menschen anzubieten habe? Niemand bestreitet die po-

sitive Seite einer solchen Entwicklung. Auch Schweitzer hat dies nie getan. Wohl aber muss die Frage gestellt werden, ob der Blick auf die ausschließlich technisch-maschinelle Seite dieses Problems nicht den Menschen als zu kleinen Faktor in diese Rechnung einbezieht.

Mir kamen jedenfalls recht ernste Gedanken beim Blick auf ein gliedmaßenloses schwarzes Kind. Die Mutter geriet aus dem Urwald in den Sog einer neu erschaffenen Fabrik. Die Organisation der Entwicklungshilfe hatte nicht vergessen, als Hilfe gegen den Lärm Contergan zu liefern. Es wäre keine genügend durchdachte Entgegnung, in der grauenvollen Schädigung dieses Kindes nur den Missgriff einer Firma in der Auslieferung eines ungenügend geprüften Arzneimittels zu sehen. Vielmehr wird hier ganz besonders deutlich, wie gering der Mensch noch bereit (oder fähig?) ist im natürlichen Ertragen von Schmerz und Schlafstörung.

Kehren wir wieder zu eigentlich chirurgischen Erlebnissen zurück. Neben den unerwartet vielen Brüchen beschäftigten erwartungsgemäß auch viele Verletzungen durch Tiere den im Urwald tätigen Arzt Schweitzer.

[...]

Im vergangenen Jahrzehnt verlagert sich zunehmend der Schwerpunkt der Verletzungen. Der Mensch erfährt weniger Schaden von seiner Begegnung mit dem Tier, häufiger mit der Maschine, beides freilich durch unrichtigen Umgang.

[...]

So wandelt sich auch die Chirurgie in Lambaréné. Vordem entstanden viele Verletzungen beim Fällen der mächtigen Bäume und beim Zusammensetzen der großen Flöße aus riesigen Hartholzstämmen. In letzter Zeit sind Patienten an der Maschine und durch die Maschine zu Schaden gekommen. Wie kaum ein nicht dort Geborener kannte Schweitzer die Bewohner des Gabon. Er sah im Kranken nicht nur seinen Nächsten, dem es zu helfen galt. Er suchte auch den Zusammenhang zwischen Krankheit und Mensch, zwischen Ursache, Folge und Auswirkung. Weitaus entschei-

dender greift eine Erkrankung, die zur Aufnahme ins Spital führt, in das Leben eines Urwaldbewohners ein, als wir gewohnt sind. Zumeist kommt die ganze Familie mit und bleibt bis zuletzt im Hospital. Die Behausung wird leer zurückgelassen. Sie fällt in kurzem der Witterung und dem Tierfraß zum Opfer oder dient dem Nachbarn als Baumaterial. Der Hausrat lässt sich leicht im Bündel auf dem Kopf mitbringen, manchmal auch Huhn und Ziege. Nach der Rückkehr bietet die Natur leicht und schnell Ersatz.

Nur wer sich die Mühe macht, einigen Gedanken über die Folgen nachzugehen, welche unter solchen Voraussetzungen die rasende Intensität und Extensität der Industrialisierung nach sich zieht, kann Schweitzers dringenden Rat verstehen, das Tempo maßvoll zu halten. Was Industriestaaten an sozialen Umwertungen und Wandlungen samt Schäden und Nöten auch auf gesundheitlichem Gebiet mit hohen Opfern im Laufe vieler Jahrzehnte (keineswegs immer gut) überstanden, sollte dem Afrikaner nicht rücksichtslos in Kürze abverlangt werden. Der kommerzielle oder politische Gewinn der nach außen so human wirkenden Haltung darf jedenfalls nicht den Maßstab abgeben. Man sollte bei der Entwicklungshilfe auch an echter Humanität einiges investieren!

Wohlüberlegt hat Schweitzer in seinem Hospital die technischen, maschinellen Fortschritte in einem der Leistung der Menschen angepassten Tempo durchgeführt. Vielen Außenstehenden ging dies zu langsam. Schweitzer hat aber in aller Mäßigung recht behalten. Zu wenig bekannt mag sein, wie deutlich ihm für die Zukunft (nach seinem Tode) die weitere Ausgestaltung seines Spitals schon vor Augen stand. Diese seine damaligen Pläne werden gegenwärtig langsam zur Ausführung gebracht, soweit die äußeren Mittel es zulassen. Seit des Gründers Tod fließen sie sehr spärlich. Die „Entwicklungshilfe“ findet Lambaréné nicht als passendes Projekt. Wirtschaftlich ist dort wenig Nutzen zu erhoffen, der menschliche Gewinn schlägt nicht zu Buch.

[...]

Eine der übelsten Erscheinungen waren dereinst die schwer heilenden Beingschwüre. Sie sind durch Behandlung und bessere Schuhe ganz selten

geworden. Auch manche Parasiten, besonders der unter die Fußnägel dringende Sandfloh, sind auf diese Weise zurückgedrängt worden.

[...]

Die Schlafkrankheit ist praktisch verschwunden. Schweitzer wusste von großen Zahlen, hoher Sterblichkeit und vielen einzelnen von ihm erlebten Verlaufsarten zu berichten. Da der Wandel dieser Seuche wahrscheinlich nicht ausschließlich auf menschliche Maßnahmen (in erster Linie Insektenbekämpfung und spezifische Trypanosomentherapie) zurückzuführen ist, hielt er einen erneuten Anstieg für denkbar. In zivilisierten Gegenden gelten bekanntlich ähnliche Gedanken für einige derzeit bedeutungslose Infektionskrankheiten, z. B. die Diphtherie.

Nicht von gleichen Ergebnissen konnte Schweitzer über die Malaria berichten. Diese Infektion fernzuhalten, ist in Lambaréné besonders schwierig. Die Uferbeschaffenheit des großen Stromes und andere Wasserstellen sind einer systematischen Bekämpfung der Anophelesbrut nicht zugänglich. Ebenso wenig ist eine pausenlose und hinreichend hoch dosierte Chemoprophylaxe bis in die kleinsten Waldsiedlungen erreichbar.

Besonders erfolgreich gelang dem Arzt Schweitzer die Ausmerzung der Beriberi. Diese Krankheit ist zwar keineswegs eine klimabedingte Tropenerkrankung. Dennoch gab es Zeiten, in denen gleichzeitig 70 solcher für lange Dauer schwer gelähmter Patienten in Lambaréné Hilfe suchten. Es waren Holzfäller, von europäischen Unternehmern oft aus entfernten Siedlungen rasch zur Arbeit herangeholt. Zu Hause ernährten sich diese Menschen sehr natürlich; ein Vitamindefizit trat nicht auf. Jetzt veranlasste diese neue Art der Industrialisierung plötzlich den Unternehmer zur Massenverpflegung der Arbeiter. Am einfachsten war die Einfuhr von Reis aus Europa oder Südasiens. Leider gab es damals nur geschälte und damit vitaminfreie Körner. Die Schaffung hinreichender Pflanzungen der leicht gekeimenden Obstarten hat sich Schweitzer in Vorbild und Belehrung immer sehr angelegen sein lassen. Sein Spital umgibt ein Gürtel von Mango- und Pampelmusenbäumen, Bananenstauden und Brotfruchtträgern; die meisten von ihm selbst gepflanzt.

Wenn die Beseitigung der Avitaminose Beriberi leicht lösbar war, so gibt der Kampf gegen die Tuberkulose umso schwierigere Probleme auf. Ohne Zweifel sind hier Klima und Ernährung und damit im Zusammenhang eine Summe von Umwelteinflüssen samt konstitutionellen Gegebenheiten ungünstige Faktoren, die bisher einen entscheidenden Erfolg vereitelt haben. Wie an vielen Stellen der heißesten Zonen Afrikas wird auch in Lambaréné von der Schutzimpfung Gebrauch gemacht. Der medikamentösen Behandlung hat Schweitzer immer seine größte Aufmerksamkeit zugewandt. Wie oft und gerne führte er Gespräche über seine medizinische Ausbildung, nie ohne große Hochachtung vor seinen Lehrern der Straßburger Fakultät. Dabei spielte die Tuberkulose eine bedeutende Rolle. Damals war diese Volksseuche erster Ordnung durch Robert Koch soeben in der Diagnostik klar erfassbar geworden und konnte damit auch der Behandlung endlich näher gerückt werden. Auf diesem Hintergrund hat Schweitzer lebhaft Anteil an der Entwicklung der seit knapp zwei Jahrzehnten üblichen Tuberkulose-Therapie genommen. So geschah auch in Lambaréné das kurz vorher nicht Mögliche: Patienten, an einer tuberkulösen Gehirnhautentzündung erkrankt, vordem unrettbar dem Tod in wenigen Wochen verfallen, wurden und werden jetzt am Leben erhalten und geheilt. Besonders bewegt hat mich in Lambaréné jeweils die Heilung von Kindern. Diese erkrankten bekanntlich an Hirnhautentzündung um Zehnerpotenzen häufiger als Erwachsene. Deshalb ist die jetzige Wendung zur Heilung im Kindesalter weitaus wirksamer in epidemiologischer Betrachtung im Allgemeinen, jeder Einzelfall aber für den Kinderarzt ein wichtiges und erfreuliches Erlebnis. Ein Ereignis besonderer Art war schließlich das lange, auch über die Tuberkuloseheilung gehende Gespräch der beiden Nobelpreisträger Schweitzer und Domagk hier in Münster.

Das Problem der Lepra hat Schweitzer ebenfalls in energischer und erfolgreicher Weise angefasst. Er hat frühzeitig der Tatsache Rechnung getragen, dass für Erwerb und Verlauf einer Lepra ganz entscheidend die körperliche Verfassung des Menschen ist. In der Anlage eines Dorfes, welches ausschließlich Leprösen als Daueraufenthalt dient, hat er in der Nähe seines eigentlichen Spitals diejenigen Voraussetzungen geschaffen und ermöglicht, welche neben der medikamentösen Behandlung gerade bei der

Lepra so einflussreich sind. Bei aller Wahrung des ursprünglichen Charakters eines Wohndorfes werden alle Einwohner täglich von einem Arzt und einer Pflegekraft überwacht. Auf diese Weise bleiben die landläufigen Tropenkrankheiten weitgehend vermieden oder können unverzüglich behandelt werden. Damit wird aber eine weitere maßgebliche Begünstigung der Lepra ausgeschaltet. Die deutlichste Bewährungsprobe jedes Lepradorfes ist inzwischen auf eine besondere Weise erbracht. Man pflegt sonst überall Kinder von Leprakranken („Aussätzigen“) fernzuhalten. Sie gelten als leicht infizierbar. Schweitzer hat statt der Trennung die Lebensbedingungen in seinem Lepradorf so optimal gestaltet, dass er die dort geborenen Kinder ruhig im Familienverband beließ. Die ältesten, die ich ein Jahrzehnt hindurch immer wieder sah, sind bereits erwachsen; erkrankt ist noch keines. Diese Leistung des Arztes Schweitzer vollzieht sich sehr in der Stille. Sie verdient aber als Teilhaberschaft im Rückgang der Lepramorbidity besondere Beachtung, zumal Kopien des Lambaréné-Spitals in heißen Zonen anderer Erdteile wohl auch diesen Arbeitsteil einbeziehen.

Neben den rein tropischen Erkrankungen gibt es indessen in Lambaréné seit Schweitzers Eintreffen auch eine Anzahl von ärztlich-biologischen Gegebenheiten, deren Wesen im Grunde das gleiche wie in kühleren Regionen oder komfortabler eingerichteten Kliniken darstellen, die Bereiche der Geburtshilfe und der Inneren Medizin. Eines der zuletzt von Schweitzer noch kurz vor seinem Tode errichteten Gebäude galt der Einrichtung einer „maternité“, einer Entbindungs- und Wochenpflegestation samt einer ordentlichen Möglichkeit zur Aufzucht Neu- und Frühgeborener. In frühen Jahren kam keine schwarze Schwangere ausschließlich zur Entbindung zum weißen Doktor. Geburten erfolgten im Urwaldspital nur bei Frauen, die zu diesem Zeitpunkt aus anderen Gründen zur Behandlung aufgenommen waren, oder bei besonderen Komplikationen. Im letzten Jahrzehnt ist mit zunehmender Aufklärung sowie Besserung der Verkehrsverhältnisse ein entscheidender Wandel eingetreten. Zunehmend häufiger kommen auch aus den Dörfern Frauen ausschließlich zur Entbindung. In Schweitzers Todesjahr hat die Geburtenzahl in seinem Spital 400 zum ersten Mal überschritten. Damit ist freilich auch die Last für Arzt, Hebamme und Pflegerin beträchtlich gestiegen. Der kleine europäische Arbeitskreis bewältigt

dies in einer Hingabe und Pflichtauffassung, der nach ganz anderen Maßen ausgerichtet ist, als nach tariflich-arbeitsrechtlichen, worauf die Staaten, die sich „entwickelt“ nennen, so sehr stolz sind.

Schon frühzeitig beobachtete Schweitzer, dass die Bantu-Neugeborenen, welche übrigens in den ersten Lebenstagen ganz hellhäutig sind, im Durchschnitt ein viel geringeres Geburtsgewicht aufweisen als solche in Europa oder Amerika. 2500 Gramm konnte er lange als Regel registrieren, wobei fast noch erstaunlicher die Beobachtung war, dass die bei uns gewohnte anfängliche Gewichtsabnahme in Afrika nahezu ausblieb, nie 3 Prozent überschritt. In letzter Zeit jedoch werden die Kinder bei der Geburt zunehmend schwerer gefunden.

Während diese Wandlungen nicht mit Deutlichkeit auf menschliche Maßnahmen ursächlich bezogen werden können, ist in letzter Zeit das Verschwinden des Neugeborenen-Starrkrampfes, eines immer gefährlichen, vielfach tödlichen Ereignisses, mit der Impfung der Mutter befriedigend zu erklären.

So ist neben der angespannten und gewöhnlich eiligen chirurgischen Arbeit seit 1913 in Lambaréné auch das Gebiet der Inneren Medizin bis auf den heutigen Tag voller Probleme. Schweitzer war bald nach seiner damaligen Ausreise aufgefallen, dass innere Krankheiten, die er aus Straßburg genau kannte, in Afrika einen ganz anderen, nämlich schwereren Verlauf nahmen. Ganz besonders schwer können Infektionen in einer Bevölkerung verlaufen, die sonst mit einem entsprechenden Erreger nicht in Berührung kam. Solche Beobachtungen waren für Schweitzer schon in den ersten Jahren, etwa bei Lungenentzündungen oder Hirnhauterkrankungen, sehr eindrucksvoll. Sie fanden immer wieder ihre Bestätigung, zuletzt in einer erstaunlichen Epidemie von Masern. Diese Krankheit war Schweitzer seit Beginn seiner Arbeit in Afrika nie begegnet, bis diese ganz plötzlich – wahrscheinlich durch Flugreisende aus der Ferne eingeschleppt – sehr umfänglich und recht schwer auftrat. In Europa erkrankten praktisch nur Kinder an Masern. Im dünn besiedelten und wenig verkehrsreichen Gabon gab es hingegen auch Erwachsene, die nie mit Masern in Berührung waren und nun erkrankten. Wir beobachteten dabei sehr viel mehr Patienten mit Lungenentzündung und Gehirnkomplicationen als zu Hause gewohnt.

Wortlos und in Gedanken vertieft konnte man Schweitzer am Bett solcher Patienten dann bisweilen stehen sehen. Seine Überlegungen galten oft der Frage, wann die Anwendung von Chemotherapie und Antibiotica schon zur Vorbeugung oder erst zur Behandlung richtig sei. Gerade hierüber hatte Schweitzer mit Domagk in Münster einen tief gehenden Gedankenaustausch [...]. Der europäische Arzt erlebt in Afrika gerade bei Menschen, die einer dort sonst seltenen Infektion anheimfallen, eine besonders rasche und kräftige Wirkung solcher Medikamente. Deshalb ist die Versuchung groß, sich ihrer immer und sofort zu bedienen.

Schweitzer erkannte frühzeitig, dass er gerade in der Situation seines Spitals im Antibioticum eine sehr scharfe Waffe besitze, deren Wirkung bei Missbrauch sich abtumpfen könnte. Schnell und zuverlässig ist die Hilfe für viele Kranke. Umso gründlicher muss sich der Arzt die Anwendung überlegen, ganz besonders, wenn er damit eine Vorbeugung erzielen will. Gibt er allzu frühzeitig das Antibioticum zur Fernhaltung einer denkbaren Erkrankung, so bleibt er alsbald den Beweis schuldig, ob er eine Krankheit wirklich zu vermeiden vermochte, oder ob diese ohnehin nicht eingetreten wäre, und dies vielleicht auf Kosten der allmählich nachlassenden Wirksamkeit.

[Heute erkranken im reichen Deutschland mehr als 100.000 Menschen an therapieresistenten Keimen, mehr als 15.000 sterben pro Jahr, nicht zuletzt deshalb, weil diese Grundsätze nicht beherzigt wurden und werden. Anm. d. Red.]

Es gab im Umgang mit dem Arzt Albert Schweitzer keinen Augenblick, in welchem nicht die breite Fülle seiner Persönlichkeit auch im rein medizinischen Bereich erkennbar war. Im Vordergrund stand stets die unausweichliche Notwendigkeit des ernsthaften Denkens, das Bestreben zu gewissenhafter Überlegung. Nie blieb es aber bei dieser Seite seines Wesens. Immer war eine unbegrenzte Gütigkeit zu spüren, verbunden mit seinem lebensbejahenden Optimismus und einem feinfühligem Humor.

Wer ihm half, war stets ebenso ein Empfangender wie jeder Kranke, dem er half. Dieses Doppelte wurde mir in manchen Nächten am Bett eines

schwer an Malaria Erkrankten besonders deutlich. Jahrelang hatte dieser die schlichte Arbeit ausgeführt, schadhafte Boote auszubessern, frisch zu teeren oder da einzuspringen, wo gerade eine Hand benötigt wurde. Nun ging es mit ihm zu Ende. Jetzt saß Schweitzer Nacht für Nacht an seinem Bett. Was dem Arzt an Erfolg versagt blieb, wusste der Seelsorger glaubwürdig und in reichem Maß zu geben. In solchen Nächten wurde überzeugend spürbar, was er einmal schrieb: *„Durch die Ebrfurcht vor dem Leben werden wir auf eine elementare, tiefe und lebendige Weise fromm.“*

Das Urwaldhospital Albert Schweitzers hat sich in Lambaréné und seiner weitesten Umgebung als wahrhaft notwendig und unentbehrlich erwiesen. [...]

1) *Herrn Professor Dr. Karl Bennholdt-Thomasen mit guten Gedanken zum 65. Geburtstag gewidmet.*

Albert Schweitzer als Schriftsteller und Dichter

Man ist nicht gewohnt, sich Albert Schweitzer als einen Schriftsteller vorzustellen. Freilich hat er immens viel geschrieben. Und für ihn galt auch das Wort „*Nulla dies sine linea*“, das sein Vetter Jean-Paul Sartre auf sich bezog (in „*Les Mots*“), aber nicht jeder, der schreibt, wenn auch sein Leben lang, ist ein Schriftsteller. Oder? In der französischen Welt unterscheidet man gerne, doch nicht ohne Snobismus, zwischen *écrivain* und *écrivain*. Es versteht sich von selbst dass jeder ein *écrivain* (also ein Schreibender) sein kann, aber *écrivain* ist etwas Anderes, Höheres (Nobleres?). Da muss man Gedichte schreiben, Romancier sein oder mindestens ein glänzender literarisch profilierter Essayist, und den Eintritt in die Académie française, unter den 40 Unsterblichen, in Aussicht behalten! Ähnlich wäre in der deutschen Kulturwelt eine Unterscheidung zwischen bloßem Schriftsteller und Dichter?

Ich stelle nur die Frage. Dichter ist nicht unbedingt derjenige, der einen Gedichtband herausgegeben hat, sondern der Schöpfer einer Phantasiewelt, sei es in Worten oder sei es in der Musik – so z. B. betrachtet und versteht Schweitzer den Musiker Bach als einen Dichter, einen Poeten. (Jean-Sébastien Bach, „*le musicien-poète*“ heißt sein 1905 erstes auf Französisch geschriebenes Werk über den Meister.)

Dichter auch ist im romantischen Sinn, wer seine Begeisterung über die Natur auszusprechen weiß. Nur glaubte der junge Schweitzer, diese entsprechende dichterische Begabung nicht zu besitzen. Er erzählt in seinen Erinnerungen „*Aus meiner Kindheit und Jugendzeit*“, wie er von der Natur entzückt war, als er alleine, „*ohne die Kameraden*“, jeden Schultag und in jeder Jahreszeit, den Weg zwischen dem Pfarrhaus in Günsbach und der Realschule in Münster hin und zurück ging.

„*Der Begeisterung über die schöne Natur, wie ich sie auf meinen Wanderungen nach Münster erlebte, versuchte ich in Gedichten Luft zu machen. Aber über die zwei oder drei ersten Reime kam ich nie hinaus. Einige Male*

unternahm ich auch, den Berg mit der alten Burg, der der Straße gegenüber lag, abzuzeichnen. Aber auch dies missriet. Von da an ergab ich mich darin, das Schöne rein beschaulich zu genießen, ohne es zu Kunst zu verarbeiten. Bis auf den heutigen Tag habe ich nichts mehr abzubilden und nichts mehr in Verse zu bringen versucht. Nur im Improvisieren von Musik verhielt und verhalte ich mich schöpferisch.“

Große Bescheidenheit! Wenn er auch nie Gedichte geschrieben, außer einigen Gelegenheitsversen (für eine Geburtstagsfeier usw.), und nie die Natur mit Farben gemalt hat, wusste er sie doch in Erzählungen malerisch und genau zu beschreiben. Man kennt ja und bewundert immer wieder seine Beschreibung der afrikanischen Natur, „*Zwischen Wasser und Urwald*“, als er das erste Mal den Fluss Ogowe hinauffuhr Richtung Lambarene.

„*Wasser und Urwald ...! Wer vermöchte diese Eindrücke wiederzugeben? Es ist uns, als ob wir träumten. Vorsintflutliche Landschaften, die wir als Phantasiezeichnungen irgendwo gesehen, werden lebendig. Man kann nicht unterscheiden, wo der Strom aufhört und das Land anfängt. Ein gewaltiges Filzwerk von Wurzeln, von Lianen überkleidet, baut sich in den Fluss hinein. Palmstauden, Palmbäume, dazwischen Laubbölzer mit grünendem Gezweig und mächtigen Blättern, vereinzelt hochragende Bäume, weite Felder übermannshober Papyrusstauden mit großen fächerartigen Blättern, in dem üppigen Grün abgestorbene Bäume vermodert zum Himmel emporragend ...“*

Ohne den finanziellen Erfolg seines Buches über seinen ersten afrikanischen Aufenthalt, „*Zwischen Wasser und Urwald, Erlebnisse und Beobachtungen eines Arztes im Urwald Äquatorialafrikas*“, wäre er vielleicht nach dem Ersten Weltkrieg nicht zurückgekehrt und hätte nicht wieder sein humanitäres Werk von vorne angefangen, wäre keine mythische Figur geworden, keine Ikone. Dieses Buch also, das schnell ein internationaler Bestseller wurde, war schicksalhaft für seinen Autor und dies nicht nur dank des Inhalts, des Stoffes, sondern dank seiner Form, seiner erzählerischen und dichterischen Kunst. Sein literarisches Talent half ihm zu werden, was er war!

Schon die Schilderung seines Abschieds von Günsbach, besonders in der Urfassung „*Mitteilungen aus Lambarene, erster Bericht*“, war ein emotional bewegendes literarisches Kunstwerk.

„Die Glocken hatten den Karfreitagnachmittagsgottesdienst ausgeläutet; die Kirche und die Berge von Günsbach grüssten über das Tal herüber. Da erschien der Zug an der Biegung hinter dem Waldrande. Es galt Abschied zu nehmen. Wir standen auf der Plattform des letzten Wagens. Die Kirchturmspitze verschwand zwischen den Bäumen, tauchte noch einmal auf, kam, verschwand wieder und so fort und fort, bis sie endgültig unsichtbar wurde. Zuletzt verschwanden auch die Berge; der Zug rollte in die Ebene.“

Wie er doch schlicht und ergreifend die Ereignisse – das Abschied nehmen, das In-den-Zug-Steigen – mit den Dingen der Umwelt, dem Kirchturm, den Bergen und den Bäumen, ineinander zieht, verbindet, verflechtet, das ist zweifellos geschulte Dichtung (bei aller Wahrheit!), reiner natürlicher und zugleich erlernter Romantizismus. Die Natur steht da, personifiziert. Nicht die Familie grüßt zum Abschied, nicht die Verwandten und einzelne Einwohner von Günsbach, versammelt auf dem Bahnsteig, nein, die sieht man nicht und hört man nicht, es ist die Kirche und es sind die Berge, die grüßen und „über das Tal herüber“! Und es sind nicht unbändige Kinder, es ist die Kirchturmspitze, die mit dem Fortreisenden „Versteckerlis“ spielt, Kuckuck-da! Kuckuck-da! („Versteckerlis“: alemannisch im Münstertal für „Versteck spielen“.)

Ein bewusster Schriftsteller von Beruf sucht und baut solche Effekte auf, die für ihn Selbstzweck sind, d. h. die Literatur ist sein Zweck, und das Leben, die Erlebnisse sind nur Mittel zu diesem Zweck. Das war das Schreiben nicht für Schweitzer, den ethischen Menschen, der Tätigkeit und Menschlichkeit wollte. Nie prözte er damit, dass er ein Schriftsteller oder Dichter sei. Für ihn war das tägliche Schreiben (ob es Briefe waren oder Predigten, Vorlesungen, Vorträge oder Werke) immer nur ein Mittel. Freilich: je besser das Mittel, desto erfolgreicher für den Zweck. Wie lange, mit wie viel Mühe hat er an gewissen Texten gearbeitet, zwei, drei Mal eine Predigt angefangen, und trotzdem war er oft nicht zufrieden; an der Komposition seines philosophischen Opus, „Die Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben“, hat er 14 Jahre lang immer wieder intensiv gearbeitet, getüftelt, und brachte es schließlich doch zu keinem Ende. Weil ihm die Form nicht passte, weil er die tonartige Einheit nicht fand oder nicht beibehalten konnte.

Es musste „eine gewaltige einfache Fuge“ werden und es gelang ihm nicht. Warum? Aus Zeitmangel sicher, aber auch wegen des philosophischen Stoffes, der sich unendlich erweiterte. Zu perfektionistisch? Literarisch zu anspruchsvoll?

So stimmt es, wie er selber sagte, dass er eigentlich schöpferisch nur im Improvisieren war, aber beim Schreiben eben gelegentlich auch, was sich am besten in vielen seiner unzähligen Briefe zeigen lässt. Lesen wir als Beispiel einen Auszug des Briefes, den er am Sonntag, dem 27. 4. 1930, auf dem Ogowe fahrend, an seinen Freund August Albers in München geschrieben hat: Wieder einmal hat er Freude, ein Stück afrikanische Landschaft zu gestalten.

„Die Sonne überflutet alles mit wundervollem Lichte. Ach könntest du mitbalten! Noch ist die Niederung mit Raphiapalmen, Pandanus und Papyrus, kein Hochwald. Man hat den Eindruck, in einem großen Treibhaus herumzufahren. Und wunderbare milde Luft umspielt einen. Ich schreibe auf dem Rand des Schiffes unter dem Sonnendach sitzend ... Eine große Landfläche, die, so lange die Welt stehen wird, für nichts da sein wird, weil man in dieser stets überfluteten Sumpfniederung niemals etwas anbauen kann. Aber was beißt für nichts? Diese üppige Wildnis ist sich Selbstzweck. Über uns ein Lichter, wie mit Wasserfarben gemalter weiss-blauer Himmel, wie ihr ihn nicht kennt. Eben fahren wir durch einen schmalen Canal aus einem Flussarm in den andern. Wir haben schon mehrere von Motorbooten gezogenen Flosse gekreuzt, auf die der „Ingo“ und andere Schiffe im Hafen warten ...“

Der Leser sieht ihn bildlich vor sich, wie er konzentriert und doch träumend beim Schreiben sitzt, im Schatten unter dem Sonnendach. Er schreibt nur, um einem lieben Freund eine Freude zu machen. (Briefe schreiben ist Ethik, Geben und Empfangen, ist auch „Genie der Menschlichkeit“.) So wie an der Orgel improvisiert er und lässt sich von der Stimmung ... stimmen, er nimmt auf, was aufkommt, was in der Luft liegt, was zufällt, was happens, das Licht, das Wasser, die Palmen, die Holzflöße – und fügt es in eine flüssige, sich eben bildende Einheit ein. Toccata! Der Dichter (Dichtende) in ihm ist zugleich Philosoph. Er beobachtet, nimmt die Phänomene wahr, und wird sinnend dabei, laut meditierend. Was ist der Mensch in dieser „üppigen Wildnis“? Nicht der Mittelpunkt der Schöpfung! Das wahr-

haftige Denken, dem religiösen Dogma zum Trotz, kann nicht anders als Schluss machen mit dem üblichen gedankenlosen Anthropozentrismus. Die Erde braucht den Menschen nicht. Das Leben ist sich Selbstzweck. Das gilt es endlich einzusehen.

In der Muße, wenn er träumen (sinnen), kontemplativ sein kann, da wird er Dichter und kommt von selbst zum Dichten. Er muss dann seinen Eindrücken und seinem Denken „Luft machen“. Das geschah öfters während seiner Jugend, und da man nicht gut für sich alleine schreibt, sowenig der Mensch für sich alleine lebt, da man einen Empfänger braucht und glücklich ist, einen treuen zu haben, so brachte er seine improvisierte Dichtung in manchem Brief an die Kameradin Helene unter. Das sind, auf ein Zettelchen geschrieben, Gedichte in Prosa. In der deutschen Ausgabe des Briefwechsels zwischen Albert Schweitzer und Helene Bresslau, „Die Jahre vor Lambarene, 1902–1912“, musste der Herausgeber leider etliche dieser Gedichte weglassen, denn der Verleger, C.H.Beck, erlaubte ihm nur eine auf etwa 400 Seiten beschränkte Edition.

In der französischen Ausgabe in drei Bänden (1901–1905; 1906–1909; 1910–1912) habe ich im Auftrag von Rhena Schweitzer Miller alle Texte, Briefe und Zettelchen, aufgenommen. So kann man feststellen, dass in der deutschen Ausgabe etwa sieben von diesen Gedichten, die keine echten Briefe sind, fehlen. Nur drei wurden ausgewählt und veröffentlicht, die vom 7.9.1902, 18.9.1902 und 9.10.1902. Bedauerlicherweise fällt also dem deutschen Leser das Dichten Albert Schweitzers nicht so klar auf wie dem französischen! Bemerkenswert ist, dass diese Gedichte in Prosa (wie ich sie nenne – auf Französisch „poèmes en prose“) in den Jahren 1902 und 1903 geschrieben, verschickt und geschenkt wurden. Am Anfang der Beziehung, in der romantischen Phase! Schon am 11. Oktober 1902, im Zug nach Paris, traute er sich ihr auf Französisch zu schreiben. Das Dichten wurde darum nicht beendet, aber seltener, meistens jetzt auf Französisch „versucht“, und in den Text der Briefe eingeflochten, nicht mehr getrennt.

Nehmen wir noch ein Beispiel seines „Improvisierens“, eines dieser Gedichte in Prosa über den Schnee, geschrieben am 19. November 1902 in deutscher Sprache.

„Der erste Schnee! Man sollte es nicht glauben. Das welke Laub hängt noch

an den Bäumen. Nun aber debnt sich der anbeimelnd graue Winterbimmel über alles aus, und die Flocken schweben herunter – Der graue Rauch aus den Kaminen quirlt lustig empor und die Spatzen auf den Dächern blasen das Gefieder auf und treiben ‚Zeitphilosophie‘ – Schneenachmittag, der die Dämmerung herbeiruft – Es ist mir als schlief ich ein und eine feenbafte Mutter deckte mich zu wie ein Kind und sänge leise dazu.

Du lieber Schnee – aber wie viele Arme fürchten dich und sagen: zu früh! Und wenn die Februarsonne dich besiegt, dann jauchze ich, und wenn du mit Schmutz vermengt in die Gosse gekehrt wirst, dann höhne ich dich – aber jetzt liebe ich dich, lieber Schnee, Advents- und Weihnachtsgenosse, trauter Märchenerzähler.“

Finden Sie nicht auch, dass dieses Stück dichterischer Prosa seine Entsprechung im großen Schweitzer Korpus mit einer bekannten Passage aus der ersten Predigt über die Ehrfurcht vor dem Leben (16.2.1919) hat?

„Du gehst draußen, und es schneit. Achtlos schüttelst du den Schnee von den Ärmeln. Da musst du schauen: eine Flocke glänzt auf deiner Hand. Du musst sie schauen, ob du willst oder nicht, sie glänzt in wundervoller Zeichnung; dann kommt ein Zucken in sie: die feinen Nadeln, aus denen sie besteht, ziehen sich zusammen, sie ist nicht mehr – geschmolzen, gestorben auf deiner Hand. Die Flocke, die aus dem unendlichen Raum auf deine Hand fiel, dort glänzte, zuckte und starb – das bist du. Überall wo du Leben siehst – das bist du!“

Ehrfurcht vor einem Flöckchen Schnee, das sich ontologisch an der Grenze der Lebewesen oder schon außerhalb dieser Grenze befindet? Nein, aber Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Schnees wie überhaupt vor all diesen meteorologischen Phänomenen: Regen, Hagel, Entstehung der Wolken, Donner und Blitz, usw.

„Ein besonderes Rätsel war mir immer die Bildung des Regentropfens, der Schneeflocke und des Hagelkornes. Es verletzte mich, dass man das absolut Geheimnisvolle der Natur nicht anerkannte und zuversichtlich von Erklärung sprach, wo man es in Wirklichkeit nur zur tiefer eindringenden Beschreibung gebracht hatte, die das Geheimnisvolle nur noch geheimnisvoller machten.“

Da erkennt man wunderbar, wie bei Schweitzer der Dichter und der Denker untrennbar sind, wie der Denker dichtet und der Dichter ... denkt!

Quer durch seine Werke, von den jugendlichen bis zu denen im hohen Alter entstandenen, gibt es unzählige Beispiele solchen Ergriffenseins von ... dem Sein.

Und dabei war er doch ein Mensch der Tat! Man dürfte Schweitzer auch als Literaturnobelpreisträger träumen. Freilich, er hat keine Romane geschrieben und kein Theaterstück. Nicht wie sein Vetter, der Jean-Paul Sartre! Aber hätte er Zeit gehabt, um mehrere seiner Schriften zu vollenden und zu veröffentlichen, hätte er so gut wie z. B. Henri Bergson oder Bertrand Russell diesen Preis verdient. Hätte ... hätte! Eigentlich ja, und darüber kann man nur staunen!

Bibliographie:

- *Albert Schweitzer, Aus meiner Kindheit und Jugendzeit.*
- *Albert Schweitzer, Zwischen Wasser und Urwald.*
- *Mitteilungen aus Lambarene 1913–1914, Union Verlag, Berlin, 1983.*
- *Albert Schweitzer Leben, Werk und Denken mitgeteilt in seinen Briefen, Verlag Lambert Schneider, Heidelberg, 1987.*
- *Albert Schweitzer/Helene Bresslau, Die Jahre vor Lambarene. Briefe 1902–1912, C.H.Beck, München, 1992.*
- *Albert Schweitzer/Hélène Bresslau, Correspondance 1901–1905, L'amitié dans l'amour, Jérôme Do Bentzinger, Colmar, 2005. Tome 2: 1906–1909, L'amour dans l'amitié. Tome 3: 1910–1912, L'Alliance. Même éditeur.*
- *Predigten 1898–1948, Werke aus dem Nachlass, C.H.Beck, München, 2001.*

WOLFRAM ADOLPH

Etwas von der Art des Ewigen – der Organist Albert Schweitzer

„Wer sich mit der Orgel beschäftigt, wird über alles Menschliche und allzu Menschliche hinaus getragen und zur reinen Freude an der Wahrheit geläutert“
Albert Schweitzer, 1926

I. Schweitzers Musikertum – Biografische Aspekte

Ein Blick in Schweitzers eigene Konzertchronik und sein „musikalisches“ Publikationsverzeichnis zeigt eines überdeutlich: Vom Musiker Albert Schweitzer handeln heißt, zuerst vom Organisten Albert Schweitzer reden! Die Orgel war für ihn das schlechthin vollkommene Instrument, das *„etwas von der Art des Ewigen an sich hat“*. „Ewigkeitsgesinnung“ – das ist der entscheidende hermeneutische Schlüssel zum geistig-religiösen Tiefenverständnis seiner individuellen Musikauffassung und mithin auch seines Bachspiels.

Schweitzer waren die Leidenschaft und lebenslange Begeisterung für die Orgel sozusagen in die Wiege gelegt. Mit gerade mal acht Jahren, kaum dass die Beine lang genug waren, um von der Kante der Orgelbank bis an die Pedaltasten zu reichen, begann er mit dem Orgelspiel. Zuvor hatte er vom Vater bereits Klavierstunden erhalten. Als Neunjähriger durfte er in Günsbach, wo der Vater als protestantischer Pastor wirkte, bereits „offiziell“ den Dorfororganisten im Gottesdienst vertreten. Schweitzers beide Großväter waren jenseits ihrer hauptberuflichen Verpflichtungen auch praktizierende Organisten gewesen. Großvater Johann Jakob Schillinger (1801–1872), Pastor in Mühlbach im hinteren Münstertal, beschäftigte sich ausführlich mit dem Thema Orgel und Orgelbau und nahm bisweilen weitere Reisen auf sich, eigens um neue interessante Instrumente zu begut-

achten. Albert Schweitzer schreibt in seinen Lebenserinnerungen: „*Da mir die Beschäftigung mit dem Orgelbau von meinem Großvater Schillinger her im Blute lag, war ich schon als Knabe darauf aus, das Innere von Orgeln kennen zu lernen.*“⁴¹ Nicht zu überschätzen ist in diesem Zusammenhang überdies die Tatsache, dass das Elsass die – bis heute – orgelreichste Provinz Frankreichs ist und Schweitzer – völkerrechtlich noch unter reichsdeutschem Regime geboren – auf den wertvollen alten Orgeln von Silbermann, Rabiny, Callinet, Stiehr, Rinckenbach etc. und nicht zuletzt von Eberhard Friedrich Walcker (Ludwigsburg) aufwuchs. Es lässt sich also ohne Übertreibung sagen, dass Schweitzer in eine der opulentesten Orgellandschaften dieses Globus hineingeboren wurde und den Klang der Orgeln seiner gesegneten Heimat am Oberrhein buchstäblich mit der Muttermilch aufgesogen hat. Die Musik war für Schweitzer seit frühester Jugend integraler Bestandteil seines geistigen Lebenskonzeptes. Er selbst kommentierte dies lakonisch so: „*Musik ist bei mir eben eine Erbschaft, gegen die ich nichts ausrichten kann.*“⁴² Und mit beinahe wehmütig-verklärendem Unterton bilanziert er am Ende seines Lebens: „*Ich bin auf den Silbermann-Organen, die das Elsaß einst [sic!] besaß, aufgewachsen. Ihren Klang trage ich noch im Ohr: Er leitet mich.*“⁴³

Der siebzehnjährige Gymnasiast trat als Organist in der Öffentlichkeit das erste Mal in Muhlhouse am 16. November 1891 in Erscheinung, anlässlich der Aufführung des „Deutschen Requiems“ von Johannes Brahms unter der Leitung von Eugen Münch. Schweitzer gab in seinem ganzen Leben insgesamt 487 dokumentierte Orgelkonzerte: in Elsass und Lothringen (150), in der Schweiz (73), Deutschland (67), Schweden (63), Niederlande (39), England (30), Frankreich (23), Dänemark (20), Spanien (13), Tschechien (7), Italien (1) und Guinea (1). Sein letztes Konzert spielte er am 18. September 1955 auf der Mutin-Cavaillé-Coll-Organ des nahe Günsbach im vorderen Münstertal gelegenen Wihr-au-Val, einer mondänen einstigen Salon-Organ, die auf sein Betreiben hin 1954/55 ins Elsass transloziert wurde.

Im Grunde war Schweitzer auf der Organ immer Autodidakt! Ganz ohne eigentliches Musikstudium in den Fächern Organ oder Kirchenmusik hatte er nie eine Musikakademie, Musikhochschule oder Konservatorium besucht und demzufolge nie ein künstlerisches Examen abgelegt. Aber Schweitzer

war nicht der Charakter, der für halbe Sachen zu haben war und sich mit dubiosen Halbheiten zufrieden gegeben hätte. Noch im hohen Alter von nahezu neunzig Jahren arbeitete er sich in den Jahren ab 1954 ebenfalls autodidaktisch mit einer enormen Gründlichkeit und Ausdauer beispielsweise in Detailfragen der Kernphysik ein, um authentisch und glaubwürdig an der damals von ihm entscheidend mit angestoßenen Atomdebatte aktiv teilhaben zu können. Das individualethische Monitum, das er 1963 in einem Brief an Eduard Spranger formulierte, gilt analog für seine künstlerische Betätigung als Organist: „*Ohne gründliche Sachkenntnis kann man nicht das Wort ergreifen.*“⁴⁴ So hörte er bereits während seiner Studienzeit in Straßburg fakultativ Musiktheorie bei dem namhaften Musikwissenschaftler Gustav Jacobsthal (vor allem den „reinen“ [strengen] Kontrapunkt“). In den Brüdern Eugen und Ernst Münch fand er überdies während seiner Mühlhausener und frühen Straßburger Jahre vorzüglich geschulte, durch und durch professionelle Lehrmeister. Beide waren in Berlin Schüler von Carl August Haupt (1810–1891) gewesen, Direktor des „Königlichen Instituts für Kirchenmusik“ und dort ordentlicher Professor für Organ. Die Gebrüder Münch waren es mithin, die Schweitzers lebenslang andauernde Begeisterung für die Musik Johann Sebastian Bachs weckten sowie maßgeblich förderten und ihn früh mit den Prinzipien der „reichsprotestantisch-deutschen“ Bachpflege des Fin de siècle eingehend vertraut machten. Wenn bisweilen etwas plakativ ständig von Schweitzers späterem (privatem) Organstudium bei Widor in Paris die Rede ist, so darf der durch die Gebrüder Münch vermittelte deutsche Einfluss darüber keineswegs übersehen bzw. in seiner für Schweitzer prägenden Bedeutung unterschätzt werden. Haupt propagierte in Berlin mit Blick auf die großen Fantasien, Toccaten, Präludien und Fugen einen „gravitätischen“ Bachstil in kraftvoller, meist durchgehender Plenumregistrierung. Ab 1848, bis zu seinem Tode 1891 zudem als Organist an der Berliner Pachochialkirche tätig, hatte er sich international den Ruf eines Organmeisters ersten Ranges erworben, so dass er, als man im Jahre 1854 in London eine repräsentative Konzertorgel für den Kristallpalast plante, neben Donaldson, Ouseley und Willis auch Haupt in Berlin mit der Ausarbeitung der klanglichen Disposition betraute.

Ernst Münch in Straßburg wirkte als Organist an der nahe der Universität gelegenen Wilhelmerkirche (heute: Église Protestante Saint-Guillaume) und gründete dort den renommierten Wilhelmer-Chor, der sich insbesondere dem Vokalwerk Bachs widmete. Schweitzer hatte als Schüler des Kaiserlichen Gymnasiums in Mülhausen (Oberelsass) bei Eugen Münch, der zuvor in Berlin am königlichen kirchenmusikalischen Institut lehrte und dann als Organist an der großen Orgel von E. F. Walcker an der reformierten Stephanskirche (heute: Temple réformé Saint-Etienne) wirkte, bereits einen systematischen Klavier- und Orgelunterricht genossen. Ab 1894 übernahm er regelmäßig den Orgelpart bei insgesamt 60 Konzertaufführungen der Bach'schen Kantaten und Passionen. Ernst Münch hatte in der Wilhelmerkirche u. a. die alljährliche Tradition der Aufführung der Bach'schen Passionen zum Karfreitag eingeführt, wodurch die damalige Straßburger Musikszene entscheidende Impulse erhielt. Ganz entgegen der damaligen Mode und verbreiteten Praxis, Bachs Werke „modernisiert“, also im romantischen Gewand aufzuführen, bemühte sich Ernst Münch schon damals um eine möglichst „historisch getreue“ Aufführungspraxis. Am Straßburger Musikkonservatorium lehrte er Künstlerisches Orgelspiel, wo zu seinen Studenten u. a. Heinrich Boell, Adolf Hamm oder Joseph Müller-Blattau zählten. Ernst Münchs Tochter Emma heiratete übrigens Paul Schweitzer, Albert Schweitzers Bruder. In Paris nahm Albert Schweitzer neben seinem privaten Orgelstudium bei Charles-Marie Widor parallel Klavierunterricht bei Isidor Philipp und der Liszt-Schülerin Marie Jaëll-Trautmann, die gleichfalls aus dem Elsass stammte.

Schweitzer hat zudem, für die damalige Zeit – und einen musikalischen Autodidakten – recht außergewöhnlich, über die Jahre eine stattliche Anzahl an Schallplatteneinspielungen realisiert. Der Kultur- und Orgelwissenschaftler Wolf Kalipp hat diese 2011 nahezu vollständig in digital vorbildlich remasterter Klangqualität für die interessierte Musiköffentlichkeit auf dem Label „IFO classics“ in einer 6er-CD-Box dokumentiert und für die breite Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht.⁵ Schweitzers Originalaufnahmen aus den 1920er, 1930er und 1950er Jahren gehören – trotz mancher klanglicher bzw. spieltechnischer Abstriche – gewiss zu den wichtigsten Orgel-Tondokumenten der neueren Interpretationsgeschichte. Die

tontechnische Leistung dieser diskophilen Edition durch das Tonstudio Siedler (Dormagen) ist vor diesem Hintergrund nicht hoch genug zu loben! Hier hat ein im Restaurieren und klanglichen Wiederaufbereiten historischer Aufnahmen erfahrener Tonmeister es möglich gemacht und uns erst wieder einen tontechnisch-klanglich unverstellten Zugang zu Schweitzers Orgelspiel und damit auch zur Persönlichkeit Schweitzers auf der Höhe der Zeit eröffnet. Von Karl Straube hingegen, Zeitgenosse Schweitzers, Thomasorganist und -kantor sowie Schulhaupt der Leipziger Schule, besitzen wir keine einzige Schallplattenaufnahme. Darüber hinaus hat Schweitzer eine Reihe musikologischer Werke veröffentlicht und Musikwerke ediert, darunter sämtliche Orgelwerke Bachs, teils gemeinsam mit Charles-Marie Widor. Seine wichtigste Publikation von epochaler Bedeutung in diesem Sektor ist fraglos seine große Bach-Monografie, 1908 mit nahezu 850 Seiten in deutscher Sprache veröffentlicht. Dabei ist die ganz überwiegende Mehrheit seiner musikwissenschaftlichen und -editorischen Arbeiten seinem favorisierten Lieblingsinstrument, der Orgel, gewidmet.

Schweitzers internationaler Bekanntheitsgrad als (Konzert-) Organist war zu seinen Lebzeiten außerordentlich hoch. Viele sahen in ihm einen, wenn nicht gar den führenden Organisten der Zeit. Bis heute dürfte bei Nennung seines Namens die sich fast automatisch einstellende Konnotation des orgelspielenden Urwalddoktors allenthalben präsent sein. Der wissenschaftlich forschende Theologe Schweitzer hingegen mit seinen damals Aufsehen erregenden und Bahn brechenden historisch-kritischen Forschungen zur neutestamentlichen Theologie ist demgegenüber nahezu vollständig in Vergessenheit geraten. Das kaum näher hinterfragte Idealbild des Organisten Albert Schweitzer verdankt sich freilich zuerst der enormen öffentlichen Aufmerksamkeit und Wertschätzung, welche der Urwalddoktor, Philanthrop, Kulturethiker, Humanist, Friedensaktivist und Nobelpreisträger Albert Schweitzer allerorten erfuhr. Dieses idealisierte „öffentliche“ Bild vom begnadeten Organisten und Bachinterpreten Schweitzer ist unter einigermaßen objektiven Kriterien heute – und war es ebenso wenig damals – indes so nicht haltbar. Legt man an die uns zugänglichen Klangdokumente seines Orgelspiels strenge interpretatorische Maßstäbe eines professionellen Orgelspiels, so käme Schweitzer dabei zweifellos

schlecht weg. Jeder durchschnittlich talentierte Orgelstudent kann es heute besser (und muss es, um im heutigen Lehrbetrieb überhaupt zu bestehen, auch besser können!). Gelegentlich griff auch die feuilletonistische Presse, welche den Orgelauftritten des „Grand Docteur“ in der Regel mit fachlich ebenso inkompetenten wie überschwänglichen Elogen begegnete, auch diesen eher heiklen Punkt explizit auf. So berichtete in der Schweiz am 6. Mai 1936 die „Neue Zeitung“ anlässlich eines Auftritts im Basler Münster, dass „Schweitzer – das darf man ruhig sagen, ohne seine Bedeutung zu verringern – nicht etwa ein großer Techniker auf der Orgel“ sei. Wenige Jahre zuvor hatte eine Heidelberger Zeitungskritik vom 6. Juli 1932 mit gleichlautendem Tenor vermeldet: „Unter den Bach-Spielern ist Albert Schweitzer der menschlich Größte. Beileibe nicht technisch.“

Will man Schweitzers Orgelspiel nicht naiv schön reden, würde man euphemistisch von einem „objektiven Musizierstil“ sprechen. Wer Schweitzer an den Karren fahren wollte, könnte – mit einigem Recht – genauso gut von einem Fall weitgehender „Interpretationsverweigerung“ sprechen. Worin liegen aber – jenseits gelegentlicher falscher Töne (auch Horowitz hat namentlich in seinen späten Klaviereinspielungen bekanntlich zur Genüge falsche Töne produziert!) die interpretatorischen „Schwachpunkte“ seines (klanglich dokumentierten) Orgelspiels im Konkreten? Zu nennen wären hier vorab:

- die signifikant langsamen Tempi
- die nahezu vollständig fehlende Agogik
- eine sparsame, fast „rudimentäre“ Artikulation
- ein kaum ausdifferenzierter Anschlag (Einheitslegato über weite Strecken)
- weitgehend fehlende (eindeutige) metrische Impulse
- eine kaum „sprechende“ Affektgestaltung (Bachspiel!)
- eine weitgehende aufführungspraktische Verweigerung gegenüber den interpretationsgeschichtlichen Quellen (Verzierungsweisen etc.)

Schweitzers Orgelinterpretationen deshalb aber vorschnell schon als defizient oder gar als musikalisch unbedeutend abzuqualifizieren, wäre m. E. gänzlich verfehlt, weil in der Sache unangemessen. Man würde Schweitzer

mit einem solchen pauschalen Vernichtungsurteil über sein Orgelspiel gewiss nicht gerecht.

Es gilt dagegen festzuhalten, dass selbst die frühesten der Tondokumente seines Orgelspiels (1928, London, Queens-Hall) doch mehr als drei Jahrzehnte (sic!) später datieren als seine organistischen Studien in Paris, ab 1893/94 bei Widor und dann ab 1898 in Klavier. Die letzten, in Günsbach 1952/53 entstandenen Schallplatteneinspielungen entstanden gar über ein halbes Jahrhundert nach Schweitzers musikalischen Jahren in Paris. Es ist folglich naheliegend und als selbstverständlich anzunehmen, dass sich Schweitzers eigenes Orgelspiel in diesen rund 30 bis 50 Jahren – immerhin die Zeitspanne einer ganzen Generation – erheblich wandelte und insbesondere seine spielerische Potenz als Organist gegenüber den wesentlich späteren Klangdokumentationen von 1928 (London, Queens-Hall), 1935 (London, All Hallows by the Tower), 1936 (Straßburg, Aurelienkirche), 1952/53 (Günsbach/Elsass) vermutlich signifikant nachließ. Rainer Noll hat diese Problematik konzise wie folgt beschrieben: „Will man Schweitzer als praktischen Musiker ernst nehmen – was heute nur noch selten geschieht –, so kommt man nicht umhin, unumwunden zuzugeben: Seine Orgeltechnik kann – den Plattenaufnahmen nach zu urteilen – an höheren professionellen Maßstäben nicht gemessen werden. Bei dem gewaltigen Arbeitspensum, das Schweitzer in seinem Leben bewältigte, blieb ihm nicht die ausreichende tägliche Zeit zum Üben, die ein Organist der Spitzenklasse einfach nicht unterschreiben darf, wenn er den heutigen Anforderungen auch in technischer Hinsicht genügen will. Man tut ihm keinen guten Dienst, dies nicht zuzugestehen. Beides, unhaltbare Vergötterung und niedermachende Kritik, geschieht leider allzu oft von unberufener Seite.“⁶

Es wäre hinsichtlich einer gerechten Beurteilung von Schweitzers spielerischem Vermögen als Organist unseriös, übersähe man dabei die biografischen Fakten, dass Schweitzer nämlich seit seiner – mit unregelmäßigen Unterbrechungen – über sechzigjährigen Kräfte zehrenden ärztlichen Tätigkeit in Lambarene (wo er sich zudem als Bauherr- und Agrarfachmann verdingen musste) trotz Tropenklavier und Reiseharmonium und neben all den umfangreichen zusätzlichen publizistischen, administrativen oder sonstigen Vortragsverpflichtungen in aller Welt kaum die Zeit und vor allem

nicht die Kraft gefunden haben dürfte, um nach professionellen Maßstäben auch nur halbwegs effizient zu üben. Mitarbeiter Schweitzers in Lambarene berichteten, dass dieser nach einem langen und anstrengenden Arbeitstag gelegentlich eine [!] Stunde auf seinem Klavier gespielt habe, um dann abends noch bis weit in die Nacht hinein an seinem Schreibtisch zu arbeiten. Viele seiner Konzert- und Vortragsreisen ins In- und Ausland dienten zudem dem primären Zweck, dringend benötigte Geldmittel für die Finanzierung des Spitals in Lambarene zu generieren. Dank des persönlichen Engagements des schwedischen Bischofs Nathan Söderblom konnte Schweitzer ab 1920 z. B. in Schweden Vorträge über seine Ethik der „Ehrfurcht vor dem Leben“ halten und vor allem auch vermittels gut honorierter Orgelkonzerte seine Schulden bezahlen und so Geld für die Rückkehr 1924 nach Afrika verdienen, um dort das Urwaldhospital auszubauen.

Es ist also mit einer ganz erheblichen Wahrscheinlichkeit davon auszugehen, dass Schweitzer in dieser mittleren und späten Phase seines Lebens als Interpret auf der Orgel ganz wesentlich aus denjenigen grundsoliden musikalischen Ressourcen schöpfte, die er in jungen Jahren aufgebaut hatte. Dies bedeutet in der Konsequenz – als eine Hypothese mit sehr hohem Plausibilitätsgrad – für die Beurteilung seines Orgelspieles, so wie es uns heute in den o. g. Klangdokumenten gegenwärtig ist, zunächst zweierlei. Erstens: Diese Aufnahmen dokumentieren lediglich die organistischen Fertigkeiten des bereits in die Jahre gekommenen bzw. alten, in Günsbach fast schon greisen Schweitzer und geben mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht dessen „wahre“ spielerische Potenz aus den 1890er Jahren wieder. Es ist schwerlich vorstellbar, dass ein weltweit anerkannter und gefeierter Orgelvirtuose wie Charles Marie-Widor, seit 1890 Leiter der Orgelklasse am traditionsreichen Pariser Conservatoire, und seit 1870 bereits Organist an der größten je durch die Werkstätten Aristide Cavallé-Coll errichteten Orgel (100/V/P) in Saint-Sulpice (damals zugleich die größte Orgel Frankreichs) als der führende Orgelpädagoge der Republik, einen spielerisch und musikalisch minderbegabten „Stümper“ mit der quellenmäßig verbürgten Hingabe und Leidenschaft überhaupt als Schüler angenommen hätte. Widor, der üblicherweise außerhalb seiner Lehrverpflichtungen am Conservatoire keine ausländischen Privatschüler unterrichtete,

hatte den jungen Schweitzer im Oktober 1893 aufgrund seiner ausgezeichneten musikalischen Vorbildung [sic!] gleichwohl als seinen privaten Orgelstudenten akzeptiert. Während Albert Schweitzer zunächst lediglich während der universitären Semesterferien in Straßburg nach Paris reisen konnte, bot sich im Wintersemester 1898/99, das er zur Abfassung seiner Dissertation über Kants Religionsschrift an der Sorbonne in Paris verbrachte, die Chance, kontinuierlich über einen längeren Zeitraum bei dem illustren Maître im Privatissimum zu studieren. Bemerkenswert erscheint in diesem Zusammenhang vor allem auch die Tatsache, dass ihn Widor nach bereits kurzer Zeit sogar gratis unterrichtete! All diese Indizien lassen vernünftigerweise ebenfalls nicht darauf schließen, dass Schweitzer musikalisch und spielerisch in irgendeiner Weise unterentwickelt oder künstlerisch „impotent“ gewesen wäre. Es ist im Gegenteil davon auszugehen, dass der etwa Fünfundzwanzigjährige bereits semiprofessionelle „Konzertreife“ auf der Orgel erlangt hatte. Wenn der alte Schweitzer (78-jährig) bei seiner letzten Schallplatteneinspielung in Günsbach – ausgerechnet – den virtuosesten dritten Scherzo-Satz (Intermezzo) in Widors g-Moll-Sinfonie op. 42/2, der in technischer Hinsicht eine gediegene pianistische Spielfertigkeit zwingend voraussetzt, als einzigen Einzelsatz auslässt, so war dieser Verzicht primär wohl rein spieltechnisch motiviert. Es ist dagegen mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit davon auszugehen, dass Schweitzer in seiner organistischen „Hochphase“ in den späten 1890er Jahren – also 62 (sic!) Jahre zuvor – auch diesen Satz einigermaßen mühelos und brillant bewältigt hätte. Dies gilt im Übrigen ebenso etwa für die virtuoseren Passagen in César Francks Zweitem Choral in h-Moll in der Günsbacher Einspielung, in denen der Interpret hörbar in die Knie geht und tempomäßig vor der Partitur sozusagen „kapituliert“. In diesem Zusammenhang fällt ebenso auf, dass der viel bejubelte Bachspieler Schweitzer bei all seinen Orgeleinspielungen stets einen Bogen um die technisch heiklen Triosonaten gemacht hat.

Zweitens: Es gibt folglich gute Gründe, davon auszugehen, dass Schweitzer selbst ein anderes Bild einer „gültigen“ Interpretation der von ihm auf Schallplatten eingespielten Komponisten und Kompositionen hatte; dies gilt insbesondere für das auf den Archivaufnahmen von 1928–1953 dokumentierte Bachspiel, das so zwingend nicht den tatsächlichen Vor-

stellungen Schweitzers entsprechen muss. Dies gilt vorab für die virtuoson Stücke, wie die „großen“ Präludien und Fugen, aber ebenso für die großen Cantus-firmus-gebundenen Werke. Inwieweit Schweitzer zu einer bis ins letzte nach seinen wahren und ureigenen Vorstellungen elaborierten, differenzierten Interpretation der großen Bach'schen Orgelwerke in den letzten vier Jahrzehnten seines Lebens überhaupt (noch) in der Lage war, muss mit einem gehörigen Maß an Skepsis hinterfragt werden.

Wenn Schweitzers Orgelspiel nach kritischen und objektivierbaren Maßstäben alles andere als virtuos oder wirklich brillant zu bezeichnen ist, was macht dann aber die vielfach bezeugte ganz besondere Anziehungskraft aus, die aus diesem Musizieren spricht. Schweitzers Orgelspiel strahlt eine kaum zu rationalisierende, ihm eigentümliche Wärme und Güte aus, die trotz aller historisch-kritischer Exegese und berechtigter analytischer Einwände auch heute noch viele Musiker und Musikfreunde in aller Welt ergreift und emotional bewegt. Die Antwort auf die gestellte Frage liegt wohl darin, dass Schweitzer als Organist eben ganz bewusst nicht analytisch verfährt, sondern nach den autarken Gesetzen seines eigenen geistigen (ethischen) Denkens. Auch auf der Orgelbank ist er kompromissloser Individualist und stellt sich mit seinem kontemplativen Spiel fast trotzig gegen alle ästhetischen Moden und äußere (virtuose) Effekthascherei.

II. Orgelspiel als geistiger Ausdruck einer „Mystik des Willens“

Je eingehender man sich indes mit dem Universalisten und Universalgelehrten – dies gilt auch und gerade unter dem musikalischen Aspekt – Albert Schweitzer beschäftigt, desto deutlicher wird allerdings: Albert Schweitzer war und blieb doch in allem, was er tat und dachte durch und durch Theologe bzw. Religionsphilosoph. Selbst in vermeintlich profanen Einzeldingen oder scheinbar randständigen Teilaspekten bleibt seine Rede konsistente *theo*-logische Rede: also auch in seinem Orgelspiel! So kann es auch nicht verwundern, dass er aller Musik, auch der vermeintlich profanen, grundsätzlich eine religiöse Dimension zuspricht. Alle sonstigen Betätigungsfelder und Arbeitsgebiete stellten für Schweitzer letztlich ein pro-

bates Mittel zum eigentlichen Zweck dar, nämlich der Realisierung und formenden Ausgestaltung seiner primären theologischen wie ethischen Prinzipien. Unter diesem Aspekt haben die vermeintlichen Nebenschauplätze im Leben und Denken Schweitzers automatisch immer auch als authentischer Ausdruck eines freisinnigen liberalen Protestantismus des frühen zwanzigsten Jahrhunderts zu gelten. Schweitzer war als Theologe Schüler des bedeutenden Straßburger Neutestamentlers Heinrich Julius Holtzmann (1832–1910) und stand somit von Anfang an in der Tradition liberaler Theologie und Bibelexegese.

Einen, wenn nicht den schlechthin zentralen Aspekt in seinem theologischen Denkgebäude stellt sein streng eschatologischer, also auf innere Vollendung und Vollkommenheit hin zielender „Mystikbegriff“ dar, den er gleichfalls auf Johann Sebastian Bach überträgt, in dem er den bedeutendsten Mystiker unter allen abendländischen Komponisten ausmacht: *„Seinem innersten Wesen nach ist Bach eine Erscheinung in der Geschichte der deutschen [sc. evangelischen] Mystik.“*⁴⁷ Und nochmals deutlicher: *„Weil Bach mehr als ein Musiker ist: ein Prophet im Geiste, ein großer Mystiker, der sich in der mystischen Sprache der Musik ausdrückt.“*⁴⁸

Schweitzer sah sein eigenes theologisches Denken und Forschen sowie ethisches Handeln als adäquate Form der „Jesusnachfolge“ und Buße im Dienste des „Reiches Gottes“. Darin folgt er dem Beispiel Jesu, mit dem ihn eine „Mystik des Willens“ verband. Schweitzer formuliert es so: *„Die Ethik des Paulus ist [...] nichts anderes als seine Mystik des Seins in Christo vom Standpunkt des Wollens aus begriffen.“*⁴⁹ Wie Paulus begreift sich auch Schweitzer als autarker christlicher Denker wesentlich als Mystiker. Den konkreten, zutiefst religiösen Kern der so verstandenen Mystik bildet für ihn die Liebe (griech.: *agápe*). Im Neuen Testament repräsentiert *agápe* die reine bedingungs- und zugleich interessenlose Liebe (Gottes), und im Epheserbrief schreibt Paulus, dass diese Liebe Christi jede Form kognitiver Erkenntnis übersteige (Eph 3,19). Die so qualifizierte – nicht erotische – Liebe bildet das Zentrum von Schweitzers „mystischer“ Jesusfrömmigkeit. Auch wenn er sich gedanklich wohl noch weiter von Jesus von Nazareth entfernt hat, als ihm dies selbst bewusst war, bleibt er radikaler Jesusjünger. Was Schweitzer als Theologe von der liberalen Theologie gewöhn-

lichen Zuschnitts abhebt, ist die „*Leidenschaftlichkeit des ethischen Impulses*“¹⁰, seine Unterwerfung unter den absoluten Willen Jesu, der für ihn der „Herr“ ist. Damit meint er nicht den historischen Jesus, der sich beispielsweise in der Frage der apokalyptischen Naherwartung offensichtlich irrte (Parusieverzögerung), weshalb er für Schweitzer auch nicht primäre Erkenntnisquelle sein kann, sondern den Geist Jesu, der uns mittels der in den Evangelien überlieferten Worte als Vorbild auch noch heute imperativ ergreift. Zu dem, was der Mystiker Albert Schweitzer preisgibt, gehört nicht nur die Erwartung eines überweltlichen Reiches Gottes, sondern ein persönliches Gottesverständnis. Gott ist das unendliche Leben, das mich und alle existentiell angeht. Insofern ist Schweitzers Theologie durch einen starken grundständigen dogmenskeptischen bzw. antiklerikalistischen Affekt gekennzeichnet.

Es herrscht im gemeinen Bewusstsein allenthalben die Meinung vor, dass reformatorische Theologie per se überhaupt keine nennenswerte Affinität zur Mystik besäße. Dies ist keineswegs zutreffend. Bei Luther selbst lassen sich starke Einflüsse der mittelalterlichen Mystik ausmachen. So ist sein Denken deutlich geprägt durch den bedeutenden Pariser Zisterzienserabt und Mystiker Johannes Gerson (1363–1429) und ebenso durch den Straßburger Dominikaner Johannes Tauler (um 1300–1361), dessen mystische Theologie er sehr schätzte. Außerhalb der lutherischen Mystik kennt ebenso der Pietismus seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine ausgeprägte Jesus-Mystik. Schweitzer selbst nannte sich mit unverkennbar selbstironischem Unterton einen „rationalen Pietisten“ und bestimmt die paulinische Theologie eigenwillig im Wesentlichen als eschatologische Mystik. Mystik liegt nämlich Schweitzer zufolge „überall da vor, wo ein Menschenwesen die Trennung zwischen irdisch und überirdisch, zeitlich und ewig als überwunden ansieht und sich selber, noch in dem Irdischen und Zeitlichen stehend, als zum Überirdischen und Ewigen eingegangen erlebt“.¹¹ Zielpunkt des Strebens nach Selbstvervollkommnung ist nach Schweitzers Verständnis der innerlich-geistige Vollzug der je immer schon wesenhaft gegebenen Einheit von individuellem und universellem Willen zum Leben. Selbstvervollkommnung meint das Einfügen des je einzelnen Menschen in das kosmische Ganze, das Aufheben des Individuums im unendlichen

Sein, so jedoch, dass es dabei nicht gänzlich verschwindet, sondern überhaupt erst ganz (vollständig) wird: „*Von Hause aus ist die Ethik der Selbstvervollkommnung kosmisch, weil Selbstvervollkommnung in nichts anderem bestehen kann, als darin, daß der Mensch in das wahre [sc. mystische] Verhältnis zum Sein, das in ihm und außer ihm ist, komme*“¹² Mystik, Denken und Religion – und Orgelspielen – haben bei Schweitzer dasselbe Ziel – das Einssein des Menschen mit dem unendlichen Sein. So unterscheidet er auch nicht mehr zwischen weltlich und geistlich, alle Musik und alles Musizieren ist für ihn schlechterdings und notwendiger Weise religiös: „*Festzubalten ist, dass Bach, wie alles ganz Erhabene in der Religion, nicht der Kirche, sondern der religiösen Menschheit gehört, und dass jeder Raum Kirche wird, in welchem seine geistlichen Werke mit Sammlung und Andacht aufgeführt und angehört werden.*“¹³

Auch wenn Schweitzer also auf unterschiedlichsten Terrains mit beachtlichem Erfolg und Wirkung dilettierte (im positivsten, ursprünglichen Sinne des Wortes), steht am Ende doch die Einsicht: Wirklich zuhause war er letztlich nur in der Theologie als seiner Königsdisziplin, in der er nicht nur promoviert wurde, sondern früh schon habilitiert hatte. So sind Schweitzers Ansichten über Orgel und Orgelspiel von seinen religiösen Vorstellungen überhaupt nicht zu trennen. Diese Grundposition mag auch seine explizite Haltung zur Aufführung von Orgelmusik im profanen Konzertsaal illustrieren, wenn er hierzu schreibt: „*Durch die Wahl der Stücke und die Art der Wiedergabe suche ich den Konzertsaal zur Kirche zu machen. [...] Durch ihren gleichmäßigen und dauernd ausbalancierten Ton hat die Orgel etwas von der Art des Ewigen an sich. Auch in dem profanen Raum kann [!] sie nicht zum profanen Instrument werden.*“¹⁴

In einem Vortrag über Johann Sebastian Bach, den er 1908 im Erscheinungsjahr der deutschen Ausgabe seiner Bach-Monografie im Hause der katalanischen Musik in Barcelona (Spanien) hielt, beschwört Schweitzer den ewigen, ja eschatologischen Wert eben dieser Musik: „*[...] welche beilige Stimmung herrscht in diesen Werken! Sie wurden nur um des Schaffens willen geschaffen als Gespräche einer Seele mit sich selbst. Durch sie ver-*

Albert Schweitzer – der Orgelbauexperte

langte der Meister weder nach Ruhm noch nach Geld noch nach Unsterblichkeit.“¹⁵ Dass Schweitzer hiermit die geistigen Ideale seines eigenen Denkens und Schaffens artikuliert, liegt auf der Hand. Welche Ironie der Geschichte: Albert Schweitzer bescherte seine lebenslange – teils „dilettantische“ – Beschäftigung mit der Orgel all das in reichlichem Maße: Ruhm – durchaus auch Geld – und Unsterblichkeit.

„Als ich fünf Jahre alt war, begann mein Vater mich auf dem alten, vom Großvater Schillinger stammenden Tafelklavier zu unterrichten. Er besaß keine große Technik, aber improvisierte sehr schön. Mit sieben Jahren überraschte ich die Lehrerin in der Schule damit, dass ich ihr auf dem Harmonium Choralmelodien mit selbsterfundenen Harmonien vortrug. Mit acht Jahren, kaum dass die Füße lang genug waren, um die Pedaltasten zu erreichen, begann ich Orgel zu spielen. Die Leidenschaft für die Orgel hatte ich von meinem Großvater Schillinger geerbt, der sich viel mit Orgel und Orgelbau beschäftigte und, wie mir meine Mutter berichtete, ausgezeichnet improvisiert haben soll. Kam er in irgendeine Stadt, so suchte er vor allem ihre Orgeln kennenzulernen. Als die berühmte Orgel in der Stiftskirche zu Luzern aufgestellt wurde, begab er sich dorthin, um den Erbauer an der Arbeit zu sehen. Neun Jahre alt, durfte ich zum ersten Male den Organisten im Gottesdienst vertreten.“⁴¹

Es ist immer noch die falsche Vorstellung im Umlauf, Schweitzer habe die historische Silbermann-Orgel der Straßburger Orgelbauer Andreas Silbermann (1678–1734) bzw. Johann Andreas Silbermann (1712–1783) als das non plus ultra favorisiert. Eine Silbermann-Orgel im Ursprungszustand hat er zu Lebzeiten nicht kennengelernt, dazu war der ehemals historische Bestand im Laufe des 19. Jahrhunderts durch Eingriffe im Zeitgeschmack bereits zu sehr überformt und deformiert worden.

Authentische Silbermann-Orgeln seiner Zeit boten ihm die Voraussetzungen für eine adäquate Bachinterpretation. Deren verschiedene Unzulänglichkeiten, vor allem technischer Art, von denen wiederum einige im 19. Jahrhundert beseitigt werden konnten, seien offenbar: Schwellwerk, die verbesserte Windversorgung, der Einbau diverser Spielhilfen, insbesondere der französischen „Appels“², sowie der „Barkerhebel“³ seien Positiva in der Entwicklung des 19. Jahrhunderts.

- 1) Albert Schweitzer: „Aus meinem Leben und Denken“, Hamburg 1955, S. 60. Zu Schweitzers Orgelideal vgl. die grundlegende Arbeit von Harald Schützeichel: „Die Orgel im Leben und Denken Albert Schweitzers“. Kleinblittersdorf (Musikwiss. Verlagsgesellschaft) 1991.
- 2) Zit. nach: Erwin R. Jacobi, „Musikwissenschaftliche Arbeiten“. Zürich 1984, S. 264.
- 3) Zit. nach: Edouard Nies-Berger, „Die Günsbacher Orgel und Albert Schweitzer“. In: *Ars Organi* 51 (1976), S. 17.
- 4) Brief von A. S. an Eduard Spranger vom 8. März 1963; In: Hans Walter Bähr (Hrsg.): „Albert Schweitzer – Leben, Werk und Denken 1905–1965 mitgeteilt in seinen Briefen“, S. 322.
- 5) IFO 00 701-06: „Albert Schweitzer – Der Organist“: 6er CD-Set, ADD, Digital Remaster, 2D-Sound (historical recordings from 1928–1953). Albert Schweitzer spielt Bach, Mendelssohn, Franck und Widor an den Orgeln von All Hallows by the Tower und Queen’s Hall (London), Sainte-Aurèlie (Strasbourg), Église protestante (Gunsbach); u. a. mit bislang unveröffentlichten Ansprachen Albert Schweitzers aus den Jahren 1932 und 1959. Bestellung (Preis 29,95 Euro) per eMail: info@ifo-classics.com und info@albert-schweitzer-zentrum.de.
- 6) Rainer Noll: „Der Orgelfachmann und Bach-Interpret Albert Schweitzer und mein Weg zur Orgel“ (Teil 2). In: 49. Rundbrief für alle Freunde von Albert Schweitzer, Tübingen (Ausg. Mai) 1980.
- 7) Albert Schweitzer: „Johann Sebastian Bach“. 1908. Nachdruck: Wiesbaden 1979, S. 147.
- 8) J. S. Bach, a. a. O., vgl. ebenso: Ders.: „Johann Sebastian Bach. Sein Leben und sein Werk“, Vortrag in der Tonhalle München am 14. Mai 1929, MS ined., S. 28.
- 9) Albert Schweitzer: „Die Mystik des Apostels Paulus“, Tübingen 1930, S. 228.
- 10) Werner Picht: „Albert Schweitzer – Wesen und Bedeutung“, Hamburg 1960, S. 50.
- 11) Paulus, S. 1.
- 12) Albert Schweitzer: Kulturphilosophie. Bd. 2: „Kultur und Ethik“. München 2007, S. 298.
- 13) J. S. Bach, S. 230.
- 14) „Leben u. Denken“, S. 67.
- 15) „Von Bachs Persönlichkeit“ Vortrag von A. S. im Hause der katalanischen Musik (Barcelona) 1908. In: Sonderdruck aus dem Rundbrief des Albert-Schweitzer-Komitees beim Präsidium des DRK der Deutschen Demokratischen Republik, Nr. 31 und 32, S. 15.

Technische Neuerungen im Orgelbau des 19. Jahrhunderts seien für die Interpretation Bach'scher Orgelmusik zulässig. Der Organist müsse bei der Verwendung neuer Interpretationsmöglichkeiten allerdings „im Geiste Bachs“ handeln. Abzulehnen im Bereich der modernen Spielhilfen sei das „übertriebene und unordentliche Modernisieren“. Also: keinerlei Historismus, kein „Zurück zu Silbermann“. Dieses alles lehnte Schweitzer strikt ab, wie ihm auch die Entwicklungen der „Orgelbewegung“ ab den 1920er Jahren mit dem Nachbau historischer Register suspekt war. Auf der Basis von künstlerischer Orgelbautradition des 18. Jahrhunderts und unter möglicher Verwendung der „Schleiflade“ müsse der Orgelbau sukzessiv weiterentwickelt werden. So komme man der Verwirklichung der Idealorgel näher. Positive Ergebnisse sieht er im deutsch-romantischen Orgelbau bei E. F. Walcker (1794–1872) und Wilhelm Ladegast (1818–1905), insbesondere jedoch bei Aristide Cavaillé-Coll (1811–1899), dessen Pariser Orgeln in St. Sulpice und Notre-Dame für Schweitzer – *„man lasse die glänzenden Zungenstimmen beiseite“* – *„die idealsten Bach-Orgeln [seien], die man sich denken kann.“*

Als einer der Hauptvertreter der sogenannten Elsässisch-Neudeutschen Orgelreform propagierte Schweitzer seit Anfang des 20. Jahrhunderts gegen die damals in Deutschland üblicherweise gebauten Instrumente einen neuen Orgeltyp, der den ausgewogenen Plenum-Klang der französischen spätromantischen Cavaillé-Coll-Orgel, die verschmelzungsfähigen der deutschen und englischen Romantik und den Obertonreichtum der Barockorgeln der elsässischen Andreas-Silbermann-Schule miteinander verbinden. Eine neue Spieltischgestaltung sollte die Logik und Übersichtlichkeit der französischen Spielanlage und die in Deutschland gebräuchlichen Spielhilfen vereinen, was er in seiner Schrift „Deutsche und französische Orgelbaukunst und Orgelkunst“, Leipzig 1906, niederlegte.

Im Jahre 1909 blickte die internationale Orgelwelt nach Wien, wo unter Vorsitz von Albert Schweitzer beim III. Kongress der Internationalen Musikgesellschaft das „Internationale Regulativ für Orgelbau“ verabschiedet wurde. Charakteristisch für Schweitzers Einstellung und Arbeitsweise war ein von ihm entworfener umfangreicher Fragebogen, der im Vorfeld an Organisten und Orgelbauer in sechs europäische Länder verschickt worden

war. 150 detaillierte Antworten gingen ein. Der unter Schweitzers Leitung verfasste summarische Bericht an die Orgelkommission des Kongresses gilt als einer der Wendepunkte im Orgelbau überhaupt. So kam eine allgemein verbindliche Orgelbaureform zustande, die mit Orgelspiel, Orgelbau und Orgelkultur beschäftigten Persönlichkeiten zur Verfügung stand und detaillierte Angaben und Empfehlungen zum damaligen modernen Orgelbau enthielt. Diese spezifische Reformbewegung erlosch mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges.

Bedeutende Reformorgeln entstanden in der Dortmunder St. Reinoldikirche (1909, V/P 105, 1939 um ein Rückpositiv mit sechs Registern erweitert, 1943/44 zerstört), in St. Michaelis/Hamburg (1912, V/P 163, nach Kriegsschäden 1943 durch den Neubau von 1962 ersetzt) und in den im folgenden aufgezeigten Instrumenten in der Erlöserkirche zu Straßburg-Kronenburg (*„Eine Bachorgel wie ich sie seit Jahren erträume“*), Paris/St. Marcel und in der Altstädter Nikolaikirche Bielefeld. Schweitzers Vorstellungen von der Orgel relativierten sich ab den 1950er Jahren mit zunehmender Bedeutung der Orgelbewegung. Durch die aktuelle Wertschätzung des romantischen Orgelbaus im 19. Jahrhundert und die Begeisterung für Orgelbau und Orgelmusik seit den 1970er Jahren – nicht nur die der französischen Schule – zeitigten europaweit viele (auch rekonstruktive) Orgelneubauten, die eine Synthese verschiedenster historischer Stilelemente – ganz im Sinne des Grand Docteur – verwirklichten. Schweitzer wirkte innovatorisch für die wachsende Wertschätzung alter Orgeln im frühen 20. Jahrhundert. Auch in der Zeit seines Wirkens in Afrika setzte er sich immer wieder für die Erhaltung historischer Instrumente ein und begleitete mit Rat und Tat in Orgelgutachten und Korrespondenz viele Neubauten in Europa.

Schweitzers Orgelbauästhetik

Folgende Charakteristika sollten festgehalten werden, um „Schweitzers Individualästhetik von Orgel und Orgelbau“ verstehen zu können:

1. Die wahre Orgel sei zwar die „Bach-Orgel“, doch verwendet er diesen

Begriff nicht historisch, sondern fasst darunter alle Instrumente zusammen, auf denen die Interpretation der Kompositionen Bachs nach seiner eigenen Vorstellung möglich ist. Neben Bachs prototypischen Kompositionen seien die von Felix Mendelssohn Bartholdy (1809–1847), César Franck (1822–1890) und Charles-Marie Widor (1844–1937), daneben aber auch die von Alexandre Guilmant (1837–1911) und Max Reger (1873–1916) ganz dem Wesen der Orgel entsprechend.

2. Schweitzers Idealorgel sei im Verlauf der Geschichte des Orgelbaus bislang nicht erreicht worden: die Orgeln des 18. Jahrhunderts besäßen große technische, die zeitgenössischen vor allem klangliche Nachteile. Angenäherte Idealtypen seien die deutschen und französischen Orgeln aus der Zeit zwischen 1850 und 1885, als man die monumentale Orgel (wie Schweitzer die große Barockorgel definiert) des 18. Jahrhunderts („Silbermann-Orgel“) künstlerisch weiterentwickelte. ... Ab etwa 1880 habe dann mit der Vorherrschaft materieller und finanzieller Erwägungen („Fabrikorgel“) der Niedergang des künstlerischen Orgelbaus begonnen.
3. Schweitzer fordert ein Wieder-Einsetzen bei künstlerischen Überlieferungen vergangener Zeiten und die Vollendung der gegen 1885 abgebrochenen Vervollkommnung der Orgel. Es gälte, die Wertmaßstäbe im Orgelbau der Jahrhundertwende genau umzukehren: weg von der „Fabrikorgel“, hin zur gediegenen Orgel der Orgelbaumeister, weg von der unnötig komplizierten zur einfachen, weg von der tonstarken „Schreiorgel“ hin zur tonreichen und tonschönen Orgel. Klangliche Vorzüge der alten Instrumente sollten mit den technischen Vorteilen der modernen, die besten Errungenschaften des deutschen (Silbermann, Ladegast, Walcker) mit denen des französischen Orgelbaus (Cavaillé-Coll) verbunden werden.
4. Zum Verständnis von Schweitzers Weg hin zur „wahren Orgel“ ist es wichtig zu wissen, dass die Bach-Orgel nicht durch historische, physikalische oder orgelbauliche Theorien zu erfassen sei: Nicht wissenschaftliche Erforschung, sondern subjektiv-intuitiver Zugang zu den Tiefencharakteristika der Orgel sei entscheidend. Die „wahre“ Orgel im Sinne Schweitzers werde daher nicht auf dem Reißbrett entworfen oder mit Rücksichtnahme auf liturgische, musikalische oder historische Entwürfe

konzipiert, sondern allein mittels empirisch-praktischer Erfahrungen des Bach-Organisten und „rein dem Ohr gehorchend.“

Dispositionen:

Kronenburg/Erlöserkirche Dalstein & Haerpfer 1907	Paris/St. Marcel Dalstein & Haerpfer 1908	Bielefeld/Altstädter Kirche Dalstein & Haerpfer 1910
--	--	---

Hauptwerk

Bourdon	16'	Montre	8'	Bordun	16'
Principal	8'	Bourdon	8'	Principal	8'
Gamba	8'	Prestant	4'	Hohlflöte	8'
Flûte	8'			Dulciana	8'
Salicional	8'			Bordun	8'
Bourdon	8'			Gambe	8'
Hohlflöte	4'			Rohrflöte	4'
Oktave	4'			Octav	4'
Doublette	2'			Octav	2'
Mixtur-Cornett 3-5f	2 2/3'			Mixtur Cornet 3-5f	2 2/3'
Trompette harmonique	8'			Trompette	8'
<i>(ab c''' überblasend)</i>					

Positiv

Diapason	8'
Harmonieflöte	8'
<i>(ab f' überblasend)</i>	
Quintatön	8'
Salicional	8'
Flöte	4'
Fugara	4'
Cymbel 3f	1'
Klarinette	8'

Schwellwerk					
Salicional	16'	Gambe	8'	Quintatön	16'
Geigenprincipal	8'	Voix céleste	8'	Gemshorn	8'
Vox coelestis	8'	Flûte	4'	Geigenprincipal	8'
Aeoline	8'	Flageolet	2'	Gambe	8'
Gamba	8'	Fourniture	2-5f	Aeoline	8'
Bourdon	8'	Trompette harmonique	8'	Vox coelestis	8'
Fugara	4'			Lieblich Gedackt	8'
Traversflöte	4'			Geigenprincipal	4'
Flageolet	2'			Traversflöte	4'
Mixtur 5f	2 2/3'			<i>(ab c überblasend)</i>	
Basson	16'			Flageolet	2'
Basson-Hautbois	8'			Quintflöte	2 2/3'
Trompete	8'			Mixtur 5f	2 2/3'
Clairon	4'			Fagott	16'
				Oboe	8'
				Trompete	8'
				Clairon	4'

Pedal					
Principalbaß	16'	Soubasse	16'	Principalbaß	16'
Kontrabaß	16'			Salicetbaß	16'
Oktavbaß	8'			Octavbaß	8'
Prestant	4'			Octave	4'
Posaune	16'			Fagott (<i>Transm.</i>)	16'
Im Schweller:				Trompete (<i>Transm.</i>)	8'
Subbaß	16'			Clairon	4'
Violoncelle	8'			Im Schweller:	
				Subbaß	16'
				Cello	8'

Alle drei Orgeln besaßen pneumatische Taschenladen.

Spielhilfen:

Kronenburg/Erlöserkirche Dalstein & Haerpfer 1907	Paris/St. Marcel Dalstein & Haerpfer 1908	Bielefeld/Altstädter Kirche Dalstein & Haerpfer 1910
Jeweils als Tritte und als Druckknöpfe:	Normalkoppeln: II/I; I/P; II/P; Super- und Suboktavkoppel: II-II	<i>Anlage der Spielhilfen und Koppeln entsprechend der später im „Internationalen Regulativ für Orgelbau“ (1909) gemachten Vorschläge:</i>
Normalkoppeln II/I; I/P; II/P	Leerlaufkoppel; Generalkoppel; Handregister ab	Als Tritte und Knöpfe: II/I; III/I; III/II; I/P; II/P; III/P
Superoktavkoppel II-II; Suboktavkoppel II-II	Freie Kombination für Hauptwerk/Pedal und Schwellwerk getrennt (als Knöpfe und Tritte)	Superoktavkoppeln als Tritte: II-II; III-III (bei gezogener Manualkoppel auch auf die anderen Klaviere wirkend); III/P
Generalkoppel; Tutti; freie Kombination jeweils für I, II und Pedal		Suboktavkoppel als Tritt: III-III (bei gezogener Manualkoppel auch auf die anderen Klaviere wirkend)
General-Freie Kombination; Handregister ab		Leerlaufkoppel I. Manual; Handregister ab
Nur als Tritte: Leerlaufkoppel für I. Manual; Registerschweller		1 Freie Kombination – auf jedes Manual getrennt und für alle zusammen schaltbar (als Tritte und Knöpfe)
Nur als Druckknöpfe: 7 kombinierte Koppeln		Frei verstellbarer Registerschweller (als Tritt)

Oberstes Gebot sind für Schweitzer klangliche Durchsichtigkeit und Prägnanz in der Ausarbeitung der Stimmführung, damit ein Verfolgen der polyphonen Struktur (auch für den Hörer) möglich ist (also quasi das „Reinheitsgebot“, das die französische Orgelschule um Widor und Guilmant aufstellte. Guilmants oberster Grundsatz beim Orgelspiel war ein „*toujours clair*“). Dann ereigne sich für Ausführende und Hörer, dass Bach und die von Schweitzer favorisierten Orgelkomponisten unmittelbar „*aus seiner Seele zu anderen Seelen*“ reden. Die Orgel ist für ihn ein Abbild der göttlichen Trinität, sie besitzt drei Manuale und ein vollständig ausgebautes Pedal. Die Manuale unterscheiden sich nicht durch ihre Klangstärke, sondern durch ihren Charakter:

Hauptwerk: voll, weich, rund.
 Positiv: hell, rauschend, spitz (übernimmt die Funktion des ehem. Rückpositivs).
 Schwellwerk: intensiv und mit einer gewissen Sättigung.
 Pedal: tonreich, tonintensiv und biegsam, es soll sich auch bei gekoppelten Grundstimmen und Mixturen aller Klaviere durchsetzen können.

Wiederum eine Dreizahl an Klanggruppen steht der Trinität der Manuale gegenüber:

Grundstimmen: Grundierung des Klangs.
 Mixturen: sollen in den Grundstimmen aufgehen, sie – nach Schweitzer – „*lichtreich und durchsichtig machen*“.
 Zungen: sollen im Klang der Grundstimmen und Mixturen aufgehen und diesen aufhellen und vergolden.

Man solle ferner alle drei Klanggruppen möglichst harmonisch miteinander kombinieren können, damit man sich der Logik des Stückes entsprechend in diesen Klangfarben vor- und zurückbewegen könne. Schweitzer fordert ferner doppelt verwendbare freie Kombinationen für jedes Manual und Pedal, was quasi eine Verbindung von französischen „Appels“ und deutschen Kombinationen darstellt. Beide Kombinationen sollen interaktiv aufein-

ander wirken können, um nahtlose dynamische Übergänge zu ermöglichen.

Schweitzer hatte die Vision, dass es nur einen wirklich vollendeten Orgeltyp geben könne. Er war der Meinung, die Orgelwelt zu seiner Zeit bliebe in einer regellosen Vielfalt stecken. Ein Stück dieser Vision versuchte er in lebenslangem Einsatz für die Orgel zu verwirklichen, denn er war der Ansicht: „*Wer sich mit Orgeln beschäftigt, wird über alles Menschliche und allzu Menschliche hinausgetragen und zu reiner Freude an der Wahrheit geläutert und verehrt Orgel und Orgelklang als die großen seelischen Erzieher zum Erleben der Ewigkeitsgewinnung.*“⁴⁵ Große, auch heute noch (trotz einer gewissen Emphase) bedenkenswerte Worte eines überzeugten Kulturethikers.

Warum er sich denn unaufhörlich, sein Leben lang, mit der Orgel beschäftigt habe, wurde er gefragt. Die Antwort: „*... weil der Kampf um die gute Orgel für mich ein Stück des Kampfes um die Wahrheit ist.*“⁴⁶ Das war seine Theologie der Orgel. Wahrheit ist immer gekoppelt an Freiheit.

-
- 1) Albert Schweitzer: *Aus meinem Leben und Denken*, 1931, S. 7–8.
 - 2) Einführungstritte, mit denen die „*Jeux des combinaison*“, höhere Labialregister, breite Mixturen und die Gruppe der Zungenregister (Anches) während des Spiels zugeschaltet werden können. Diese beiden Gruppen von Registern sind auf allen Teilwerken der Orgel vertreten. Die Einführungstritte sind im eigentlichen Sinne Windsperrentile, die stets einem ganzen Ensemble Wind zur Verfügung stellen.
 - 3) Eine pneumatische Relaisvorrichtung, wodurch zwar das Spielgewicht der Manualtasten minimiert, der Kontakt zum Tonventil aber vollständig getrennt wird.
 - 4) Schützeichel, Harald: *Die Orgel im Leben und Denken Albert Schweitzers*, Kleinblittersdorf 1991, S. 104ff.
 - 5) Schweitzer, A.: *Brief zur Orgeltagung in Freiburg/Brsg.* 1926.
 - 6) Ders.: *Von Orgeln und Orgelbau*, in: *Aus meinem Leben und Denken [1931]*, Hamburg 1975, S. 60–71.

Schweitzer als Baumeister

Wer unter dem Hauptgebäude des Albert-Schweitzer-Spitals, der Grande Pharmacie, durchgeht, wie es jahrzehntelang die vom Fluss kommenden Kranken taten, liest auf einem der Pfeiler die von Schweitzer 1935 in den Beton eingeritzten Worte „Schweitzer et Schatzmann, entrepreneurs“. Auch an vielen anderen Gebäuden hat der „Bauunternehmer“ Schweitzer mit spürbarem Stolz seinen Namen und die seiner Helfer hinterlassen. Jeanette Siefert, die von 1932 bis 1934 im Schweitzer-Spital arbeitete, schrieb kurz vor ihrem Tod: *„An der Betonwand eines Neubaus ritzte er die Namen derer, die ihm damals beim Bauen halfen, ein. Da stand auch mein Name ‚Jeanette Siefert, travaux de terrassement‘, worüber ich recht stolz war. Aber der ‚Rubm‘ ist vergangen, ich nehme an, dass die Wand nicht mehr steht – nach 50 Jahren“¹.*

Nun, die Wand steht noch – wie viele Wände im Spital des Baumeisters Schweitzer. Der hat zwar seinen Bauten eine geringere Lebensdauer vorausgesagt als seiner Ethik, doch 100 Jahre nach der Ausreise des Ehepaars Schweitzer und der ersten Spitalgründung – noch auf der Missionsstation von Andende – konkurriert Schweitzers Denken noch mit seiner materiellen Improvisation, auch wenn der heutige Spitalbetrieb in neueren Wänden stattfindet.

Der vielfachbegabte Schweitzer hatte Philosophie, Theologie, Medizin und das Orgelspiel studiert, das Bauhandwerk jedoch nicht. Ob Schweitzer vor seiner Ankunft in Lambarene bereits Interesse am Bauen gezeigt hatte, bleibt weitgehend im Dunkeln. Lediglich eine Äußerung, dass er schon als Knabe zuschaute, wenn im Dorf gebaut wurde, weist darauf hin².

Das Eintauchen in die Welt des Bauens geschah sofort mit der Ankunft auf der Missionsstation Andende. Als Schweitzer im April 1913 dort eintraf, erwartete er, eine Wellblechbaracke vorzufinden, die man ihm versprochen hatte. Sie war jedoch nicht fertig geworden, und Schweitzer musste selbst Hand anlegen. Und so vollzog sich nun die „spektakuläre Wandlung des Intellektuellen Schweitzer“, der vielleicht noch nie einen Nagel eingeschlagen oder ein Brett zurechtgesägt hatte, zu einem Bauarbeiter und Baumeister³.

Ganz ohne Begabung scheint Schweitzer aber nicht gewesen zu sein, denn Emmy Martin berichtet, dass Schweitzers praktische Kenntnisse alle Leute vom Handwerk in Erstaunen setzten. Er sei ein ebenso universaler Handwerker gewesen, wie er schon zuvor Orgelkenner gewesen war. *„Als Schreiner in Lambarene wusste er genau, dass ihm mit einem Breitmeißel allein nicht gedient war, es mussten auch Hohlmeißel, Flachmeißel, Kranzmeißel, Kaltmeißel her, und neben Bankhobel wurden Schrupp-, Schlicht- und Fassonenhobel verlangt“⁴.*

Vor allem das Arbeiten mit Holz habe es ihm angetan, und Helene habe ihn deshalb als „maniaque du bois“, als Holzverrückten, bezeichnet. Schnell kannte er zahlreiche Holzarten, ihren Einschlag, den Transport, die Eigenschaften und ihre Verwendung. Hier half ihm eine Eigenschaft, die er sein Leben lang unter Beweis stellen sollte: seine unaufhörliche Bereitschaft, in allen Bereichen des Lebens zu lernen. So nutzte er auch seine Internierung im Ersten Weltkrieg in Garaison, wo sich unter den Mitgefangenen Repräsentanten aller Berufe fanden: Agrarwissenschaftler, Architekten, Juristen, Finanzfachleute, Ofenbauer, Köche, Schuster u. a. m. – ein Glücksfall für einen Wissensdurstigen wie Schweitzer, und manches dort Gehörte sollte ihm später nützlich sein.

Er hörte auch auf den Rat der Afrikaner. In seiner Ansprache zum 90. Geburtstag am 14. Januar 1965 sagte er: *„Vor mir sehe ich viele Mitarbeiter, aber auf zwei Mitarbeiter richtet sich mein Gedenken besonders, zwei schwarze Handwerker, die vom katholischen Missionsposten kamen. Die Frau des einen hatte ich im Krankenhaus, der andere kam aus Freundschaft mit. Diese beiden betrachteten mich noch als jungen Mann und sagten: ‚Sie dürfen das Hospital nicht in die Höhe bauen wie die Regierungsspitäler, Sie müssen es einstöckig bauen!‘*

Zuerst begriff ich dies nicht, aber mit der Zeit verstand ich, was sie meinten. Es war so, dass diese beiden Afrikaner eine deutliche Vorstellung von einem für Schwarze bestimmten Krankenhaus hatten, dass es sich dabei nicht um ein Gebäude mit sechs Stockwerken handeln durfte. Das habe ich zuerst nicht begriffen, aber ich habe ihnen gehorcht und bin ihnen gefolgt. Nun ruhen sie schon lange auf dem Friedhof, aber ich werde sie niemals vergessen. Niemand anderes hätte mir das geben können, was die beiden mir gegeben haben und was sie für mich getan haben“⁵.

Schweitzers Bautätigkeit in den ersten Jahren geschah nicht immer aus freiem Entschluss heraus und konnte sich nicht ohne Einschränkungen entfalten. Sie war die Summe aus materiellen und finanziellen Notwendigkeiten wie beispielsweise des Verzichts auf Baumaterialien aus Europa, aber auch der reflektierten Anpassung an die afrikanischen Gegebenheiten.

Insofern war es sicher ein Glücksfall, dass Schweitzer nichts Fertiges vorfand, sondern sein eigenes Modell entwickeln musste, in dem auch die Familie des Kranken ihren Platz hatte.

*

Nicht vergessen werden darf, dass Schweitzer von Anfang an Helfer hatte, ohne die er sein Werk als Baumeister nicht hätte durchführen können.

Da waren zunächst die Missionare. Auf jeder größeren Missionsstation gab es einen Handwerkermissionar, in Andende die Herren Kast und Ottmann. Bei Schweitzers zweitem Aufenthalt 1924 kam von Samkita Missionar Morel, um seinem alten Bekannten und elsässischen Landsmann beim Wiederaufbau der Spitalgebäude zu helfen.

Wie notwendig – aber nicht selbstverständlich – das war, zeigt die folgende Anekdote. Der Vorbewohner des Wohnhauses lebte zwei Jahre lang mit großen Löchern im Dach und stellte in der Regenzeit Schüsseln unter die Löcher, um das Regenwasser aufzufangen; in der Trockenzeit trug er zum Schutz gegen die Sonne auch im Haus einen Tropenhelm⁶.

Dass Schweitzers Mitarbeiter beim Bauen mit Hand anlegten, war selbstverständlich.

Der erste in der langen Reihe war der englische Medizinstudent Noël Gillespie, der ihn bei der Ausreise 1924 begleitete und sechs Monate in Andende blieb. Er half tatkräftig beim Wiederaufbau des Spitals mit.

Ihm folgten sehr bald die europäischen Mitarbeiterinnen, die als Pflegerinnen nach Lambarene gekommen waren; sie mussten zeitweise die Bauarbeiten beaufsichtigen oder selbst mit anfassen, obwohl sie lieber an anderer Stelle tätig gewesen wären. Jeanette Siefert ist dafür ein gutes Beispiel. In den zwei Jahren ihrer Anwesenheit hat sie nicht Kranke gepflegt, wozu sie gekommen war, sondern musste da arbeiten, wo Schweitzer sie

hinschickte, was zu einem zeitweise gespannten Verhältnis zwischen den beiden und einer offenen Aussprache am Ende führte.

Eine Auflehnung gegen den Willen des Patriarchen wie gegen seinen Arbeitswillen war kaum möglich. *„Menschen, die in seinem Kreis lebten und arbeiteten, konnten sich nicht gegen seinen mächtigen Arbeitswillen auflehnen. Sie mussten ihm folgen. Da er große Ansprüche an sich stellte, stellte er sie auch an seine Mitarbeiter. Vielleicht war die einzige Möglichkeit mit ihm zu leben, ganz hingeeben an die Arbeit zu sein“⁷.*

Und wenn Schweitzer Bauten noch schnell vor einer Europareise beenden wollte, dann mussten Mitarbeiter auch einmal am Karfreitag Nägel einhämmern, Holz sägen, Wellblech klopfen. Der aufkommende Unmut machte Schweitzer gereizt und jähzornig⁸.

Vorschlägen von Mitarbeitern stand der Baumeister Schweitzer erst einmal skeptisch gegenüber. Dies musste Jeanette Siefert erleben, die eine Pouponnière (Kinderhort) bauen wollte. Nach einigen Auseinandersetzungen gab Schweitzer nach: *„Pas bête. Macht es wie ihr wollt. Je vous laisse la bride sur le cou. Aber nun sieht man ja die Kinder nicht mehr. Das war gerade der Charme, als sie auf der Veranda lagen. Was habe ich alter Simpel mich an ihnen gefreut. Aber, pour le moment faites vos essais“⁹.*

Für seine Bauten benötigte Schweitzer regelmäßig Holz. So kam er von Anfang an mit Holzhändlern in Kontakt, wenn er sie nicht als Kranke in seinem Spital hatte oder Impfaktionen auf den Einschlagplätzen vornahm. Mit einigen schloss er Freundschaft, und sie halfen ihm immer wieder mit Material, Transportmitteln und auch Arbeitskräften aus, wobei der Umgang mit letzteren nicht immer einfach war. Schweitzer musste mit gutem Beispiel vorangehen, um ihren Arbeitseifer zu wecken. War aber ein Arbeitsabschnitt beendet, so erschienen sie am nächsten Morgen nicht, weil sie sich am Vorabend betrunken hatten.

Wegen der unsicheren Verfügbarkeit regulärer Arbeitskräfte und als Form des Dankes oder der Bezahlung für die Behandlung zog Schweitzer von Anfang an die Angehörigen der Kranken (Wärter) und die geheilten Kranken zur Mithilfe heran. Dass die nicht immer mit Begeisterung bei der Sache waren, ist verständlich. Dementsprechende Schilderungen durchziehen alle Schriften aus Lambarene. So flüchtete z. B. eine Arbeiterko-

lonne bei einsetzendem Regen unter ein Dach und sandte von dort „glühende Gebete zum Himmel, dass es den ganzen Nachmittag regnet“¹⁰.

Als er einmal mit Richard Kik, dem in Lambarene zu Besuch weilenden Vorsitzenden des deutschen Albert-Schweitzer-Freundeskreises, nach der Pause auf den Bauplatz zurückkehrte, fanden sie die Arbeiter auf dem Boden sitzend und faulenzend. Schweitzer begrüßte sie mit den Worten: „*Ab, die Herren arbeiten mit dem Hinteren, wie ich sehe, allez, wir wollen mit den Händen schaffen und den Hinteren schonen*“¹¹. Schweitzer schonte sich nicht, Handarbeit war für ihn keine Fron, sondern „*praktische Theologie*“.

Einige seiner Helfer haben jedoch ihr Handwerk erlernt, vor allem unter den Maurern und Zimmerleuten. Das bekannteste Beispiel ist der Zimmermann Monenzali, der als Begleiter seiner schlafkranken Frau ins Spital gekommen war. Er hatte bereits einige Grundkenntnisse, die er in Zusammenarbeit mit Schweitzer und vor allem dem Schreiner Hans Muggensturm aus der Schweiz vertiefte. Nach Muggensturms Weggang konnte er ihn dann ersetzen. Auch nach der Heilung seiner Frau blieb er dem Spital verbunden und, wenn man ihn rief, kam er immer wieder nach Lambarene und half beim Bauen.

Die Arbeit wurde von den meisten keineswegs als zu schwer empfunden, diese „*travail de Blanc*“ sei nach den Aussagen von Zeitzeugen keineswegs mit den Arbeiten im Dorf zu vergleichen. Einer fügte hinzu, das sei auch nicht der Rede wert angesichts der Tatsache, dass einem im Krankenhaus ja das Leben gerettet wurde¹².

Ab den 50er Jahren wurde Lambarene ein beliebtes Reiseziel für Besucher. Neben den neugierigen Touristen, die lediglich ein Foto mit dem Urwalddoktor wollten, gab es auch solche, die zum Helfen kamen – und oft blieben. Bestes Beispiel ist Siegfried Neukirch, der aus Kanada kommend über die USA, Mittel- und Südamerika mit dem Fahrrad in Lambarene eintraf und dort sieben Jahre blieb. Er machte sich vor allem als Fahrer des Mercedes-Lastwagens und Bananen-Einkäufer einen Namen, half aber auch bei den Bauarbeiten.

Auch die Besucher aus Europa, die in den nationalen Hilfsvereinen das Spital aktiv unterstützten, wurden vom einfachen Besucher sehr schnell zum Mitarbeiter: „*Nach seinem dritten Besuchstag musste jeder Gast sich nützlich*

erweisen und irgendwo Hand anlegen. Schweitzer konnte selbst keine Hängemattenmentalität und erlaubte sie auch seinen Gästen nicht“¹³. Richard Kik wurde bereits erwähnt. Ein anderes Mitglied des Deutschen Hilfsvereins machte sich nach seiner Ankunft beim Konservieren und Einlagern der Früchte nützlich, bis Schweitzer kam und fragte: „*Wo arbeitest du? Im Garten? Dort bist du ersetzbar! Ab morgen bist du am Bau!*“¹⁴. Der Historiker und Journalist Harald Steffahn musste zuerst Wellblechplatten abreiben, dann in der Apotheke Medikamente ordnen. Für ihn wie für viele andere galt: „*Wir waren zum Helfen nach Lambarene gekommen, doch ungewiss, welcher Art die Hilfe sein könnte*“¹⁵. So musste der Medizinstudent Hans Udo Jüttner zuerst Steine waschen, bevor er bei Operationen assistieren durfte¹⁶.

Immer wieder gab es Glücksfälle für den Baumeister Schweitzer. Ein Maler aus Salzburg entwarf einen Plan für einen neuen Krankenbau, ein Zimmermann aus Genf assistierte beim Bau eines neuen Hauses für das Personal, und eines Tages kam „*ein außerordentlich tüchtiger junger dänischer Zimmermann ins Haus geschneit, der auch vom Bauen etwas versteht*“ und baute das Haus für die Motoren fertig. Eigentlich war Poul Erik Rasmussen nach Lambarene gekommen, um eine Zahnklinik zu errichten, denn dänische Zahnärzte hatten eine Reihe von Geräten dafür gestiftet. Schweitzer hatte bereits eine derartige Einrichtung, freute sich jedoch, einen gelernten Zimmermann zu haben, den er gut gebrauchen konnte. Rasmussen blieb schließlich zwei Jahre im Spital.¹⁷

Ein weiteres Beispiel: „*Da kommen im August durchreisende Herren (die ich nicht kenne) an einem Sonntagnachmittag zu Besuch und werden zum Tee eingeladen. Nachher wollen sie die Straße sehen. Nachdem sie sie betrachtet haben, sagen sie, dass sie die Direktoren der großen Gesellschaft für Straßenbau in Äquatorialafrika sind und mir, weil ich so ein braver und gelebter Mensch sei, die Straße um einen Meter erhöhen und nach allen Regeln der Kunst erstellen wollen, gratis!*“¹⁸.

*

Betrachten wir nun Schweitzers Bautätigkeit etwas näher. Sie begann sofort nach seiner Ankunft in Andende im April 1913 und setzte sich dort nach der Unterbrechung durch die erzwungene Rückkehr im Ersten Weltkrieg ab 1924 fort. Schweitzer hatte sich gegenüber der Missionsgesellschaft verpflichtet, die Missionsstation so schnell wie möglich zu verlassen. Bereits kurz nach seiner Ankunft im April 1924 besichtigte er mögliche Orte für den Bau eines Krankenhauses, darunter auch den Adolinanongo genannten Platz, an dem früher das Dorf des Galoa-Chefs Nkombe y'Ademba gestanden hatte. Nach dem Erwerb eines 80 Hektar großen Grundstücks begann Schweitzer dort im Jahr 1925 mit dem Bau seines Krankenhauses auf eigenem Grund und Boden, das im Januar 1927 eingeweiht wurde.

Rückblickend schildert er seine Tätigkeit folgendermaßen: „Um 1924, als ich eines größeren Spitals bedurfte, auf einem mir gehörenden Gelände, boten sich mir zwei schwarze Bauleute, die das Baubandwerk auf der katholischen Missionsstation erlernt hatten, gründlich erlernt hatten, für das Bauen an. Ich arbeitete als ihr Schüler mit. Auf einem Fundament von Granitmauern erbauten wir Häuser aus herrlichem Hartholz, denen die Termiten nichts anhaben konnten. Die Dächer wurden mit Wellblech gedeckt, das aus Dortmund kam.

Von den zwei schwarzen Baumeistern der katholischen Missionsstation erlernte ich die Gesetze, die beim Bauen auf dem Äquator beachtet werden müssen. Lambarene liegt 20 Kilometer südlich des Äquators.

1. Regel: Alle Gebäude Ost-West verlaufen lassen. Dann ist die Sonne, die denselben Weg geht, genötigt ständig über dem Dache zu stehen. Sie kann es nie von der Seite bestrahlen. Und die Dächer werfen auf beiden Seiten ständig Schatten nach unten.

2. Regel: Nie im Quadrat bauen, sondern ein Zimmer hinter dem anderen, wie bei einem Bandwurm, sagten meine zwei Baumeister. Bei dieser in die Länge gezogenen Bauart hat man in den hintereinander liegenden Zimmern ständig den direkten Luftzug, und bleiben diese auch in der größten Hitze relativ kühl. Tatsächlich hat man sich bei dieser Bauart auch auf dem Äquator nicht um die Temperatur zu kümmern, selbst in der heißen Zeit.

3. Regel: In Äquatorialafrika hat der Bauplatz, wenn es sich nicht um die wenigen großen Städte handelt, keinen Wert. Man hat also kein Interesse, von

unten in die Höhe zu bauen. Man baut also in der Länge weiter. So gibt es also kein Stockwerk. Alle Zimmer liegen flach auf dem Boden, auf einer Mauer von 20 Zentimeter Höhe, des Regens wegen. Es gibt also keine Treppen. Dies ist für ein Spital von großer Bedeutung. Die Ärzte und Pflegerinnen meines Spitals wissen nicht, was Treppenartigkeit ist, und wissen es zu schätzen.

Nach wenigen Jahren sind meine Erzieher im Baugewerbe gestorben. Ich gedenke ihrer in tiefer Dankbarkeit.

Seit Jahren baue ich nach ihren Grundsätzen, denn Jahr für Jahr nimmt die Zahl der Kranken zu⁴¹⁹.

Für Schweitzer galt es beim Bauen, das Vernunftgemäße mit den einfachsten Mitteln zu verwirklichen. So sind die Pavillons aus termitensicherem Holz mit relativ steilen Wellblechdächern auf einer hitzeisolierenden Holzverschalung. Darunter ist manchmal noch eine Decke, in der sich mit Drahtgitter bespannte Öffnungen befinden, so dass die aufsteigende heiße Luft unters Dach entweichen kann. Wenn am Äquator ein Zimmer heiß sei, so Schweitzer, gehöre der Architekt ins Loch.

Marie Woytt-Secretan erzählt, dass sie einmal nachts einen Lichtschein in einer neu errichteten Baracke sah, die am nächsten Tag mit Kranken belegt werden sollte. „Dr. Schweitzer prüfte mit erhobener Hand, welche Läden um diese Nachtzeit offen und welche geschlossen sein mussten, um den Raum möglichst kühl zu halten und doch die Kranken keinen Erkältungen auszusetzen“²⁰.

Schweitzers Beispiel machte Schule, und er konnte stolz darauf sein, „dass Angehörige des amerikanischen Friedenskorps nach den Regeln des Nichtarchitekten, die sie ihm abgeschaut, im Gabon Schulhäuser bauen“²¹.

Außer Krankenbaracken und Wohngebäuden baute Schweitzer auch die notwendige Infrastruktur wie Brunnen und Zisternen für die Wasserversorgung, Regenrinnen für das abfließende Wasser, Straßen wie die Verbindung des Spitals mit der Straße Libreville-Brazzaville und – im Alter von 86 Jahren – eine Betonbrücke.

*

Schweitzer hat einmal gesagt: „Das gute Beispiel ist nicht der beste Weg, andere von etwas zu überzeugen, es ist der einzige“. Er hat dies auch auf dem Bauplatz und bis ins hohe Alter vorgelebt, wie viele Augenzeugen berichten.

Besonders vor einer Europareise wird der Rhythmus der Arbeiten beschleunigt: „Morgens um sieben Uhr stand der Doktor schon an einer der Baustellen. Sein Frühstück ließ er sich an die Baustelle bringen, um keine Zeit zu verlieren“²². In seinen letzten Lebensjahren baut er „rastlos den ganzen Tag, fährt im Jeep, den er seit kurzer Zeit besitzt, bergauf und bergab, von den Steinklopfen zu den Orten, wo das Fundament einer neuen Case entsteht. Er baut, als wäre er nicht 90 Jahre alt, ein Stück Straße, eine Brücke ... kümmert sich pedantisch um jede Einzelheit, überwacht jede Arbeit“²³. „Der Patriarch ... stand täglich Stunden auf dem Bauplatz (1965) wie Faust am Meeresufer und dirigierte die Arbeiten seiner Schwarzen: ungeduldig, rüffelnd, scheltend, als wollte er sagen: Macht schnell, ich habe keine Zeit mehr“²⁴.

Immer wieder klagt er in seinen Briefen über seine Bautätigkeit und wünscht sich – ohne große Hoffnung – deren Ende. „Vom nächsten Jahr ab, hoffe ich weiter zu leben, ohne mehr Baupläne und Bausorgen zu haben. Ich kann mir diesen Zustand meines Ichs noch nicht vorstellen“²⁵. Gegenüber baulichen Notwendigkeiten mussten andere Projekte zurückstehen, selbst wenn sie Schweitzer sehr am Herzen lagen wie beispielsweise die Fertigstellung der Gesamtausgabe der Bach'schen Orgelwerke. Edouard Nies-Berger war dafür drei Wochen nach Lambarene gekommen, doch Schweitzer hatte keine Zeit für ihn, weil er an der Brücke nach Adouma baute. Erst in den drei letzten Tagen und Nächten beendete Schweitzer mit einem erschöpften Nies-Berger das Werk²⁶.

*

In Lambarene war Schweitzer von Anfang an Arzt und Baumeister, und er war auf das eine so stolz wie auf das andere. Deshalb hat ihn die Ehren doktorwürde der TH Braunschweig sehr gefreut.

Am 5. Mai 1961 hatte die Fakultät für Bauwesen der TH beschlossen, „Herrn Prof. Dr. Albert Schweitzer die Würde eines Dr.-Ing. E. b. zu verleihen.“ Als Laudatio hat sie folgenden Wortlaut gewählt: „Dr. Albert Schweitzer hat

als Arzt, Menschenfreund und Philosoph Beispielloses für die durch manche Krankheiten gequälten Bewohner Äquatorialafrikas geleistet. Die Anlage der Siedlung in Lambarene, die Errichtung und Ausstattung der dortigen Krankenanstalten in einer den klimatischen und menschlichen Bedingungen angepassten Form waren Voraussetzungen für sein Werk, das bereits der Geschichte angehört. Es wäre ohne seine Einfühlung in das Gebiet der Bautechnik und ohne seinen unmittelbaren persönlichen Einsatz nicht möglich gewesen. Daber soll die Ehrung durch eine Ingenieur fakultät den ihm früher zuteil gewordenen Auszeichnungen zur Seite gestellt werden“.

In Abweichung dieses Vorschlags enthält die endgültige Urkunde vom 17. Mai 1961 den folgenden, weniger expliziten Text, in den seltsamerweise auch der ethnische Aspekt – Schweitzer hatte am Anfang je eine Krankenbaracke für die Fang und die Galoa errichtet – aufgenommen wurde: „Die Fakultät für Bauwesen ... verleiht ... Herrn Professor Dr. Albert Schweitzer, Lambarene, Zentral-Afrika, die Würde eines Doktor-Ingenieurs Ebrenhalber in Würdigung seiner bei der Planung und Errichtung seines Urwaldspitals in Bewältigung der bautechnischen, klimatischen und ethnischen Gegebenheiten vollbrachten Leistungen, die wie seine Verdienste als Arzt, Menschenfreund und Philosoph bereits der Geschichte angehören.“

Schweitzer antwortete der Universität am 7. Juni 1961: „Die Fakultät für Bauwesen an der Technischen Hochschule Carolo-Wilhelmina hat also beschlossen mir die Würde eines Dr. Ing. E. b. zu verleihen! Es gibt sicher nur ganz wenige, die zu D. Theol., Dr. Phil., Dr. Musik binzusetzen können Dr. Ing., wie Sie es mir antragen. Gerne nehme ich an und spreche der Fakultät meinen besten Dank aus. Aber Sie und die Fakultät haben es auf dem Gewissen, dass ein armer Pfuscher im Bauwesen diesen Titel erhält. Etwas geleistet habe ich nur darin, dass ich beim Bau meines Spitals auf dem Äquator mir vornahm, auf dem Äquator zu bauen wie man es tun soll. Die Frage ist: Wie in der großen Hitze die beste Kühlung erreichen? Die Lösung ist einfach. [Es folgt die Aufzählung der Bauleitlinien] Da haben Sie meine bescheidene Baumeisterweisheit für den Äquator, für die Ihre Fakultät mir die hohe Auszeichnung gewährt. Sie gewähren sie mehr meinem erfolgreichen Eigensinn als meinem Wissen, das so bescheiden ist“.

Schweitzer war sicher alles andere als ein „armer Pfuscher“. Man soll aus

Schweitzer – dem Baumeister wie auch dem Theologen, Philosophen, Ethiker, Orgelinterpreten und Arzt – trotz aller kaum fassbaren Universalität keinen Übermenschen machen. Was er in Lambarene geschaffen hat, ist nur Menschenwerk, eine Mischung aus materieller Notwendigkeit und kluger Anpassung medizinischer Einrichtungen an die örtlichen – geographischen wie gesellschaftlichen – Gegebenheiten. Aber er hat damit „zwischen Wasser und Urwald“ auch in baulicher Hinsicht einen Platz geschaffen, in dem die Patienten und ihre Familie leben konnten wie in ihren Dörfern, in dem sich die Kranken deshalb geborgen fühlten. Geborgenheit, das wissen wir heute, ist eine wichtige Voraussetzung für die Heilung. Auch in diesem Sinne war der Baumeister Schweitzer seiner Zeit voraus.



- 1) Jeanette Siefert: *Meine Arbeitsjahre in Lambarene 1933–1935*. Tübingen: Verlag Tübinger Chronik, 1987, S. 152.
- 2) *Brief vom 22. 8. 1964 an den Dekan der Fakultät für Bauwesen der TH Braunschweig*.
- 3) Marco Koskas: *Albert Schweitzer ou le démon du bien*. Paris: Lattès, 1992; Ed. Livre de Poche, S. 108.
- 4) Robert Minder und Hans Walter Bähr (Hrsg.): *Emmy Martin, die Mitarbeiterin Albert Schweitzers*. Tübingen: Katzmann, 1964, S. 53.
- 5) *Rundbrief 26 für den Freundeskreis von Albert Schweitzer* (15. 6. 1965), S. 3.
- 6) *Brief Gillespie an seine Mutter vom 9. 5. 1924*, in: *Cahiers de l'AFAAS*, n° 26 (1971/72), S. 6.
- 7) Siefert, S. 155.
- 8) *ebda.*
- 9) *a.a.O.*, S. 98–99.
- 10) *a.a.O.*, S. 163.
- 11) *Rundbrief 10 für den Freundeskreis von Albert Schweitzer* (1. Dez. 1956), S. 42.
- 12) Augustin Emame: *Docteur Schweitzer, une icône africaine*. Paris: Fayard, 2013, S. 248ff.
- 13) Jo und Walter Munz: *Albert Schweitzers Lambarene. Zeitzeugen berichten*. elfundzehn Verlag, 2013, S. 113.
- 14) *Rundbrief 24 für den Freundeskreis von Albert Schweitzer* (15. 6. 1964), S. 15.
- 15) *Rundbrief 20 für den Freundeskreis von Albert Schweitzer* (1. 9. 1962), S. 9.
- 16) Jo und Walter Munz: *Albert Schweitzers Lambarene*, S. 95.
- 17) Jo und Walter Munz: *Albert Schweitzers Lambarene*, S. 45.
- 18) *Brief Schweitzer vom 14. 10. 1960*, in *Rundbrief 19* (14. 1. 1962), S. 19.
- 19) *Brief an den Dekan der Fakultät für Bauwesen der TH Braunschweig* (22. 8. 1964).
- 20) *Rundbrief 8* (1. 11. 1955), S. 21.
- 21) Suzanne Oswald: *Mein Onkel Bery. Erinnerungen an Albert Schweitzer*. Zürich und Stuttgart: Rotapfel-Verlag, 1971, S. 183.
- 22) Siefert, S. 88.
- 23) Oswald, S. 183.
- 24) Harald Steffahn: *„Mein Leben ist mir ein Rätsel“. Begegnungen mit Albert Schweitzer*. Neukirchen-Vluyn, 2005, S. 235.
- 25) *Brief vom 8. 7. 1962 an Elsie Kühn-Leitz*.
- 26) Pierre Lassus: *Albert Schweitzer*. Paris: Albin Michel, 1995, S. 38–39.

Das legendäre Hospital in Lambarene

Auszüge aus den Erinnerungen von Prof. Karlheinz Benkert, der als Student an der TH Karlsruhe den ersten Preis für den Entwurf eines neuen Spitals in Lambarene gewann.

„Ich muss bauen, damit, wenn ich nicht mehr bin, Platz ist für die Kranken, die ja immer zahlreicher kommen.“ So schildert Albert Schweitzer seine Situation.

Anlass zu dem Interview in der Neuen Züricher Zeitung war sein 90. Geburtstag am 14. Januar 1965. Lambarene, das Hospital, welches von ihm und seiner Frau Helene 1913, also vor mehr als 100 Jahren, im tropischen Urwald Äquatorial-Afrikas gegründet wurde, ist bis heute ein Werk barmherziger europäischer Zivilisation und die Botschaft aus zahlreichen philosophischen Schriften, Vorträgen, Briefen und besonders den Berichten aus Lambarene klingt bis in unsere Tage herüber.

Gleichgestellt mit dem Autor, Theologen, Philosophen und Musiker, dem großen Bach-Interpreten, ist ab dem 38. Lebensjahr der Arzt in den Tropen, der Menschen- und Tierfreund, der Mann der Tat, welcher vom Bauen viel versteht und sich analytisch treffsicher zu den Problemen des Bauens in den Tropen äußert.

Albert Schweitzer hatte die praktischen Fähigkeiten eines Handwerkers wie kein zweiter. Er hatte die Begabung, eine sich selbst gestellte Bauaufgabe von Grund auf zu durchdenken und auf die einfachste, ja schlichteste Art, heute würde man nachhaltigste Art sagen, zu realisieren.

Anweisungen wurden gegeben, mit dem Verständnis für das Wesen der Eingeborenen, Arbeitsgruppen eingeteilt. Das alles mit der Ruhe und dem Überblick eines erfahrenen Bauleiters, ohne hektische Betriebsamkeit.

Wer, wenn nicht er, hat am besten die Mentalität, die Psyche des dunklen Erdteils, das Freiheitsbedürfnis der Schwarzen verstanden?

Wenn eine Lichtung – auch wegen der so gefürchteten Tropenstürme – gerodet werden musste, dann sind die geliebten Bäume ohne Maschineneinsatz gefällt worden. Wenn eine Zufahrt oder ein Weg mit Schotter auf-

gefüllt werden musste, dann wurden die erforderlichen Steine von Leuten, deren Füße leprakrank waren, im Sitzen zerkleinert. Ebenso handgefertigt waren die Wände aus Palmstroh. Diese Arbeiten waren ein Zugewinn für das Selbstwertgefühl der behinderten Arbeiter.

Renovierungen und Sanierungen, Bauarbeiten, welche keinen Aufschub duldeten, kamen hinzu. Schon in den 30er Jahren, nach nur 10 bis 15 Jahren Lebensdauer, beklagt Schweitzer den Zustand der Holzpfeiler-Konstruktion. Zwar waren die Stützen aus Hartholz, aber an ihren Fußpunkten waren sie, ähnlich wie Telegraphenmasten in früheren Zeiten, gegen Korrosion nur durch Ankohlung geschützt und einfach in den Boden eingebaut.

Diese Stützen wurden durch Betonpfeiler ersetzt. Auch hierzu wurden zunächst Steine benötigt, die im Urwald ausgegraben wurden. Große Formate wurden mit Hitze und Wasser „gesprengt“, anschließend für die Herstellung der Betonmischung in kleinere Brocken auf dem Bauplatz zerkleinert.

Für die späteren Neubauten wurden ca. 30 Zentimeter hohe Betonsockel hergestellt, mit entsprechenden Streifenfundamenten und den dazugehörigen Schalungen. Darauf wurde dann die Holzständer-Konstruktion errichtet.

Die mit einfachsten Mitteln im Naturbauprinzip hergestellten fertigen Spitalbauten sollten in ihrem Herstellungsverfahren und in ihrer Materialgerechtigkeit, ihrer Dauerhaftigkeit und ihrer Wohnlichkeit sicherlich auch als Musterhäuser für die Urwaldregion dienen, mit ihren verstreut liegenden Dörfern.

Dieser Anschauungsunterricht für die dortige Landbevölkerung, die Arbeiter in den Dörfern, ist im Grunde eine Schulung der Leute vor Ort. Einheimischen wird vermittelt, wie man in einer Gesellschaft des Mangels, mit wenig Geld bauen und dies trotzdem ästhetisch anspruchsvoll geschehen kann, auch wenn dabei Bescheidenheit angesagt ist.

Dies war also der Stand am 14. Januar 1965, an Albert Schweitzers Geburtstag in Lambarene, wo der „grand docteur“ in seiner Ansprache an die Mitarbeiter sagte: *„Sie dürfen das Hospital nicht in die Höhe bauen wie die Regierungs-Hospitäler.“*

Am 5. April 1965, also wenige Wochen danach, schreibt Schweitzer – wie immer handschriftlich – folgenden Brief: „*Sehr geehrter Herr Professor*“ – angesprochen ist hier Architekt Immanuel Kroeker, Professor an der TH Karlsruhe –, „*die Pläne ... sind angekommen und ich habe gleich versucht zu verstehen; ich selber baue ja seit 50 Jahren in Afrika. Ich habe mein Spital zweimal gebaut ...*“

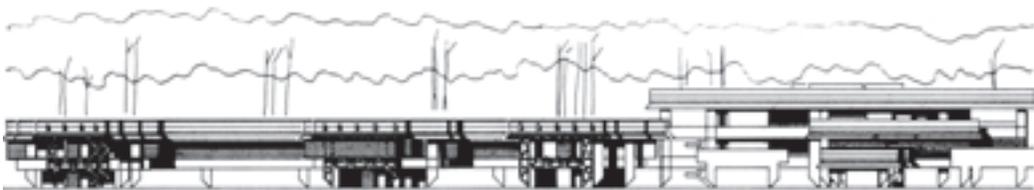
Nun müssen wir in Betracht ziehen, dass wir auf dem Äquator bauen und dass die Gebäude möglichst vor der Sonne geschützt werden müssen. Die Lösung ist, dass sie alle in der Richtung Ost-West verlaufen und in die Länge gezogen sind. Da die Sonne Ost-West verläuft, ist sie, wenn auch die Gebäude Ost-West verlaufen, genötigt, auf den Spitzen der Dächer zu laufen. Sie kann diese nicht von der Seite bescheinen. Auf beiden Seiten ist das Haus im Schatten des Daches. Dies macht, dass es kübler ist als ein Haus, das nicht in der Richtung Ost-West verläuft.“

Und weiter schreibt er am 10. Mai 1965: „*Mit einer Pflegerin, die Sinn für Bauen hat, habe ich mich eingehend mit dem Bauplan eines Spitals, den Ihre Studenten mir als Geburtstagsgabe schenken, beschäftigt und tue es weiter ...*“

Ich beschäftige mich noch immer mit diesem großartigen Plan. Ich habe das Bauen gelernt von zwei älteren Baumeistern der katholischen Mission. Sie waren so gütig, mich zu beraten und zu belehren. Nach ihren Grundsätzen habe ich mein Spital von 80 Gebäuden gebaut.

Dass ich es nicht vergesse: Der junge Partner, der zu uns kommt, soll keine Jagd-Flinte mitbringen. Wir verfolgen die Tiere des Urwalds nicht, sondern lassen sie am Leben ...“

Mit Partner war der junge Verfasser des zitierten Planwerkes gemeint, der Autor des vorliegenden Beitrages. Er hatte in eben diesen Wochen damals gerade sein Architekturstudium an der TH abgeschlossen und war von Albert Schweitzer eingeladen worden, nach Lambarene zu kommen.



Was schenkt eine Technische Hochschule Karlsruhe Albert Schweitzer, ihrem akademischen Ehrenbürger seit 1950, zu dessen 90. Geburtstag? Es muss ein symbolhaftes Geschenk sein für den „Grand Docteur“ dort im schwarzen Erdteil. Und so kam es, dass die Architektur-Fakultät der TH Karlsruhe eine Preisarbeit ausgelobt hat, die mit der Verleihung der Weinbrenner-Medaille verbunden war. (Weinbrenner war für Karlsruhe ähnlich wie Schinkel für Berlin, Klenze für München der wichtigste Architekt des Klassizismus).

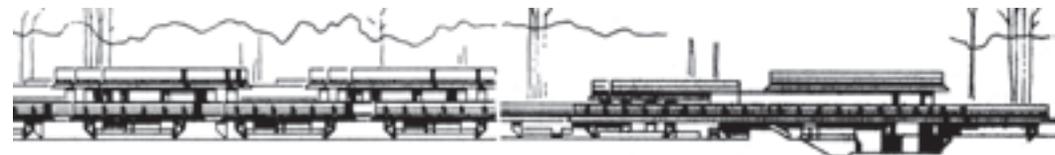
Es galt eine „Ärztliche Missionsstation in Äquatorial-Afrika, Lambarene, Gabun“ zu entwerfen.

Die Bearbeitung dieses Themas erforderte vor allem besondere Überlegungen für das Bauen unter völlig anderen klimatischen Verhältnissen, sowie sozialen und materialmäßigen Bedingungen.

Hohe Luftfeuchtigkeit mit fast täglichen wolkenbruchartigen Regenfällen bei Tagestemperaturen von 30 bis 35 Grad gilt dort als normal. Hinzu kommt die Termitengefahr. Damals war es auch gang und gäbe, dass in Krankheitsfällen das Spital im geschlossenen Familienverband – durchwegs Angehörige der afrikanischen Landbevölkerung – aufgesucht wurde, um dort in der Nähe des Patienten bis zu dessen Genesung zu bleiben. Die Afrikaner kochen im Schatten der Krankenstation in Sicht- und Rufweite ihrer kranken Angehörigen. Wenn diese dann aufstehen können, sitzen sie auch draußen im Schatten des Daches.

Für viele Neuerungen und der Jugend gegenüber ein Leben lang abgeschlossen, studierte Albert Schweitzer nun die Pläne dieses „Geburtstagsentwurfes für Lambarene“, ein Ideal auf dem Reißbrett sozusagen, dieser große sehr differenzierte flachgeschossige Gebäudekomplex, welcher vom Ogowe-Fluss – dem leichten Hanggelände folgend – sich ins Landesinnere entwickelte.

Ansichten des Spitalentwurfs von Karlbeinz Benkert



Dies war eine kleine Stadt im dichten Urwald, welche weitgehend aus sich selbst bestehen konnte und überhaupt kein architektonisches Prestigeobjekt sein wollte.

Viele Überlegungen, welche die Mentalität und die Gefühlswelt der Afrikaner erfassten, Klima, soziologische Verhältnisse, geographische Daten, kurzum völkerkundliche Faktoren, aber auch Kriterien statisch konstruktiver Art waren nicht ohne Einfluss auf die Pläne und führten zu einer reinen Holzkonstruktion, denn Holz war dort in Fülle vorhanden. Auch konnte man über großes Baugelände verfügen – es kostete ja fast nichts.

So konnte auch die gesamte Anlage von Hilfskräften unter Anleitung eines versierten Zimmermanns ausgeführt, d. h. zusammengenagelt und -geschraubt werden. Der vorhandene Generator betreibt dabei ein Feldsägewerk, in dem die durch die Urwaldrodung anfallenden Baumstämme zu Bauholz verarbeitet werden. Eine Feldschmiede liefert Fundamentplatten, Bolzen und sonstiges Zubehör. Drei Bootsrampen bilden den Schiffsanlegeplatz. Die Rampen sind den wechselnden Wasserständen des Ogowe angepasst, wobei immer eine als Anlegestelle fungiert, während die anderen „Reserverampen“ als Lagerfläche für Schiffsgut dienen.

Bauhof, Werkstätten, Verbrennungsanlage, Gärtnerei, landwirtschaftlicher Betrieb und sogar das Neueste – ein Hubschrauberlandeplatz – waren Teil der umfangreichen geplanten Nebeneinrichtungen, welche dem eigentlichen Herzstück, dem Krankenhaus, der Siedlung für Ärzte und Pfleger, dem Afrikaner-Dorf, der Schule und dem Kindergarten, der Isolierstation und einer Kapelle mit Krypta zugeordnet waren.

Ohne viel Einfühlungsvermögen in eine völlig andere Umwelt, die Welt Afrikas, ging dies nicht.

Mit dem letzten Dampfer, dem „Général Leclerc“, sollte ich im Spätsommer 1965 von Bordeaux aus die Schiffsreise nach Lambarene antreten, einer handschriftlichen Einladung Albert Schweitzers folgend. Sein Tod am 4. September 1965 trat jedoch zwischen Vorbereitung und Verwirklichung.

Vor hundert Jahren



Albert Schweitzer in den Jahren 1913 und 1914

Nachdem im vergangenen Jahr die Serie „Vor hundert Jahren“ wegen des besonderen Charakters des Jubiläumsrundbriefs unterbrochen werden musste, wird sie hier mit einem Bericht über die ersten zwei Jahre von Schweitzers Tätigkeit in Lambarene wieder aufgenommen.

Mit Ausnahme der Hochzeit mit Helene Bresslau am 18. Juni hatte das Jahr 1912 für Albert Schweitzer unter keinem glücklichen Stern gestanden, denn die Auseinandersetzungen mit der Pariser Evangelischen Missionsgesellschaft und eine schwere Krankheit hatten ihn monatelang seiner Energie beraubt. Das neue Jahr steht von Anfang an unter besseren Vorzeichen.

Vier Tage nach seinem 38. Geburtstag schreibt er aus Günsbach an den Direktor der Pariser Missionsgesellschaft, Jean Bianquis, dass seine Gesundheit zurückkomme: *„Ich fürchte mich nicht mehr vor der Arbeit, wie noch vor zwei Monaten, der Puls ist wieder normal geworden, der Kopf klar ... das ist ein unbeschreibliches Gefühl“*. Er beginne nun mit dem Packen und freue sich auf die Abreise nach Lambarene, die er für den 25. März plane.

Während Schweitzer in Straßburg das Packen der 70 mit den Initialen A. S. B. beschrifteten Kisten überwacht, wird die Familie seiner Frau von einem schweren Schicksalsschlag getroffen: Im Februar 1913 stirbt Helenes jüngerer Bruder Hermann Bresslau im Alter von 28 Jahren in Hamburg nach einer Blinddarmoperation. Auf Wunsch der Eltern hält Albert Schweitzer am 24. Februar 1913 die Traueransprache.

Am Tag der Abreise hatte er ein Schreiben von Missionsdirektor Bianquis erhalten, dass nun die Missionsstation in Lambarene als Wirkungsstätte endgültig feststehe. Noch während der Bahnfahrt bedankt er sich per Brief und gibt darin seiner Freude Ausdruck, dass es das von ihm gewünschte

Lambarene ist. Gleichzeitig schlägt er Bianquis Einladung aus, sich vor der Abreise aus Bordeaux noch einmal in Paris zu treffen. Zu sehr erinnere ihn Paris – gemeint ist natürlich die Auseinandersetzung mit der Missionsgesellschaft – an seine Krankheit.

Zurück in Straßburg legt Schweitzer letzte Hand an seine medizinische Doktorarbeit über „Die psychiatrische Beurteilung Jesu“, mit der er zum Doktor der Medizin promoviert wird. Wann die mündliche Prüfung stattfand, ist unbekannt. Die Doktorurkunde trägt das Datum des 21. Juni 1913, doch zu diesem Zeitpunkt weilt Schweitzer bereits seit zwei Monaten in Lambarene.

Noch zweimal hält der Vikar Schweitzer sonntags die Morgenpredigt in St. Nicolai; die letzte am 9. März. Er schrieb sie im Hause von Annie Fischer, der Schwester des Ruhrindustriellen Hugo Stinnes und Witwe eines jung gestorbenen Professors der Chirurgie an der Universität Straßburg, und stellte sie unter den Satz *„Der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu!“* (Brief an die Philipper 4,7). Nach Aussage seiner Nichte Suzanne Oswald konnte die Kirche nicht alle fassen, die gekommen waren, Schweitzer noch einmal zu hören und von ihm Abschied zu nehmen.

Durch Schweitzers Krankheit im Jahre 1912 hatte sich die Arbeit an der zweiten, erweiterten Ausgabe der „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“ verzögert. Doch rechtzeitig vor der Abreise konnte er mit dem am 14. März verfassten Vorwort auch dieses Projekt abschließen. Das Buch erschien einen Monat später, nach der Ankunft in Lambarene.

Der Abreisetermin rückte näher, Schweitzers Gedanken kreisten immer mehr um das noch unbekannte Lambarene, und doch verlor er auch Günsbach, die Stätte seiner Kindheit und Jugendzeit, nicht aus dem Blick. In der Ungewissheit über die Zukunft und noch ohne Bleibe außerhalb des elterlichen Pfarrhauses suchte er ein bleibendes Stück Heimat und fand es in jenem Platz, den er von Anfang an als „seinen Felsen“ bezeichnet hatte, dem Kanzrain-Felsen über dem Dorf Günsbach.

Am 18. März 1913, drei Tage vor der Abreise, unterzeichneten Schweitzer und Bürgermeister Hintermann einen Vertrag, in dem die Gemeinde Günsbach an Schweitzer *„ein im Gewann Kanzrain gelegenes Brachstück“* in

Erbpacht gegen jährlichen Zins von einer Mark abtrat. Einzige Bedingung war, dass der durch das Grundstück führende Weg erhalten bleiben musste.

Am 21. März, es war ein Karfreitag, reisten Albert und Helene in Günsbach ab. Es war alles andere als ein Freudentag für die Familie Schweitzer, vor allem nicht für die Mutter, die den Entschluss ihres Sohnes nie gutgeheißen hatte. Suzanne Oswald schildert die Szene folgendermaßen: *„Es kam ein Tag – es war der Karfreitag 1913 – der schwer und dunkel über dem Pfarrhaus lag! Onkel Berys Ausreise nach Afrika. Die Großmutter war früh auf und ging mit starrem Blick umher. Sie war stumm. ‚Mutter‘, rief der Sohn, als er an jenem Morgen mit seiner Frau zum Frühstück kam, ‚gibt es heute keinen Gugelhopf? Ich hoffte, zum Abschied ...‘ Die Großmutter saß wie eine Statue am Tisch, jetzt kniff sie die Lippen zusammen und ging aus dem Zimmer. Bitter war das für den Sohn. Aber er wusste, was er ihr antat.“*

Über Straßburg reiste das Ehepaar Schweitzer nach Paris, wo er wie angekündigt auf einen Besuch der Missionsgesellschaft verzichtete und es vorzog, am Ostersonntag dem Orgelspiel seines Lehrers Charles Marie Widor in der Kirche Saint-Sulpice zu lauschen. Im Zug ging es dann weiter nach Bordeaux und das nahegelegene Pauillac, wo das Ehepaar Schweitzer den Dampfer „Europe“ bestieg.

Über die Reise hat Schweitzer ausführlich in der ersten der drei „Mitteilungen aus Lambarene“ berichtet, die er 1913 und 1914 für den kleinen Freundeskreis im Elsass drucken ließ. Vieles davon ist später stark gekürzt und überarbeitet – und damit weniger lebendig – in das Buch „Zwischen Wasser und Urwald“ eingegangen.

An Bord machte Schweitzer die Bekanntschaft eines Oberstabsarztes mit zwölfjähriger Erfahrung in Äquatorialafrika, der ihm auf sein Bitten jeden Morgen zwei Stunden für Unterweisungen in Tropenmedizin widmete. Die mitreisenden Soldaten erhielten nach der Abfahrt von Teneriffa den Befehl, außerhalb der Räume ständig den Tropenhelm zu tragen, und auf den Rat eines erfahrenen Afrikareisenden hin schloss sich das Ehepaar Schweitzer dieser Maßnahme an und kleidete sich fortan ganz in Weiß.

Die detaillierten Schilderungen des Lebens an Bord, der Lademanöver in den Häfen und der Landausflüge verraten, wie sehr der Afrikaneuling von dem Geschehen um ihn herum fasziniert war. Aber noch einmal ging sein

Gedanke zurück nach Europa, an die Universität Straßburg, die fast zwanzig Jahre lang seine geistige Heimat gewesen war. Am 4. April brachte er in Dakar einen Brief zur Post, in dem er der Universität mitteilte, auf die *venia legendi*, die Berechtigung, Vorlesungen zu halten, zu verzichten. Da die Universität im Vorjahr sein Gesuch um eine zweijährige Beurlaubung abgelehnt hatte, schied Schweitzer somit aus dem Lehrkörper der Universität aus.

Am 16. April betrat das Ehepaar Schweitzer den Boden der evangelischen Missionsstation Andende, wie dieser Teil von Lambarene hieß. Schweitzer hatte vorher verkünden lassen, dass er seine ärztliche Tätigkeit erst nach drei Wochen aufnehmen werde, doch die Patienten hielten sich nicht an diese Vorgabe. Und so begann er bereits am Tag nach der Ankunft zu praktizieren, jedoch unter schwierigen Bedingungen. Die 70 Kisten seines Gepäcks waren noch in Port-Gentil und kamen erst nach zehn Tagen an, er hatte noch keinen Gehilfen und keinen Dolmetscher, vor allem aber keinen Raum für die Untersuchung und Behandlung der Kranken, denn die von der Missionsgesellschaft als „Krankenhaus“ versprochene kleine Wellblechbaracke war noch nicht einmal im Rohbau fertig.

Aus der Not eine Tugend machend entschloss sich Schweitzer, den Hühnerstall des nach Samkita gewechselten Missionars Morel zum Behandlungsraum zu machen. *„Zwar war es erdrückend schwül in dem kleinen fensterlosen Raum, und den Tropenhelm musste man auch des fehlerhaften Daches wegen den ganzen Tag aufbehalten“*, aber Schweitzer fühlte sich *„überglücklich“*.

Im Mai fand er seinen ersten Gehilfen, den ehemaligen Koch Joseph, und einen Dolmetscher, so dass ein geregelter Betrieb beginnen konnte. Jeden Tag wurden nun dreißig bis vierzig Kranke behandelt. Hautgeschwüre, Malaria, Schlafkrankheit, Lepra, Elephantiasis, Krätze, aber auch Herz- und Lungenleiden machten den Hauptteil der Krankheiten aus.

Obwohl Schweitzer nach zwei Monaten immer noch auf die Fertigstellung der Wellblechbaracke wartete, zog er eine positive Bilanz seiner Tätigkeit und schrieb in diesem Sinne an die Missionsgesellschaft: *„Die zwei Monate, die ich am Fluss inmitten unserer lieben Missionare verbrachte, haben genügt, um endgültig den Entschluss zu fassen, im Dienste des Werkes so lange zu bleiben, wie Gott mir Leben und Gesundheit schenkt, und auch so lange, wie die evangelische Mission mir ihre Gastfreundschaft gewährt.“*

Noch einen anderen Entschluss fasste er im Monat Juni. Er war nämlich zu der Überzeugung gelangt, dass für die Wellblechbaracke und eventuelle andere Gebäude der Platz auf dem Hügel – zwischen Knabenschule und seinem Wohnhaus – nicht ausreichte und dass es besser wäre, das Krankenhaus am Fuße des Hügel in unmittelbarer Nähe des Flusses zu errichten. Er trug diesen Vorschlag bei der Missionarskonferenz im Juli in Samkita vor und erntete Zustimmung.

Mit Hilfe des Handwerkermissionars Ottmann und immer wieder unter Schwierigkeiten rekrutierten Arbeitern entstanden nun bis Ende des Jahres zwischen Wohnhaus und Fluss die Gebäude des kleinen Spitals: die Wellblechbaracke, eine Wartehalle, eine Krankenbaracke, eine Hütte für die Heilgehilfen und eine kleine Küchenhütte. Bis auf die Wellblechbaracke waren die Gebäude aus Bambus, Baumrinde und Blätterziegeln gebaut – wie die in den Dörfern der Afrikaner. Die Patienten fühlten sich in dieser vertrauten Umgebung von Anfang an wohl.

Solange dafür kein Raum zur Verfügung stand, konnten keine Operationen stattfinden, und Schweitzer vertröstete die Patienten auf später. Als aber Mitte August ein Patient mit einem eingeklemmten Leistenbruch unbedingt operiert werden musste, fand der Eingriff im Schlafraum der Boys von Missionar Christol statt. Helene Schweitzer übernahm die Narkose, Missionar Ottmann, dessen Frau und Frau Christol assistierten. Alles verlief, so Schweitzer, wider Erwarten gut. Mit Fertigstellung der Wellblechbaracke konnte nun aber endlich eine geregelte Operationstätigkeit beginnen.



Andende, Haus des Doktors

Am Ende des Jahres 1913 zog Schweitzer eine erste Bilanz seiner medizinischen Tätigkeit: in neun Monaten hatte er fast 2000 Kranke behandelt, darunter auch vierzig Weiße. Er sei der einzige Arzt auf einem Gebiet von 400 Kilometer Länge, Breite und Tiefe, schrieb er an den amerikanischen Übersetzer seiner Habilitationsschrift über „Das Messianitäts- und Leidensgeheimnis“ und fährt fort: *„Die Tage gehören dem Helfen im Namen Jesu, dem Kampfe für das Reich Gottes, was ich die ‚praktische Eschatologie‘ nenne. Die langen stillen äquatorialen Abende der Wissenschaft und der Kunst, soweit es die Müdigkeit des Tages erlaubt. Ich habe mein schönes Klavier mit Orgelpedal mit und Bachs Fugen klingen in den Urwald hinaus, der zehn Meter hinter meinem Hause vorüberläuft.“*

Ein letztes bauliches Problem wurde in der ersten Jahreshälfte 1914 gelöst. Bisher waren kranke Europäer in den Häusern der Missionare untergebracht worden, die sich in einiger Entfernung vom Spital befanden. Waren

dort alle Räume besetzt, kam es vor, dass er einen kranken Holzhändler in die Hütte des Heilgehilfen Joseph legen musste. Deshalb war Schweitzer froh, als die Missionarskonferenz Ende Januar beschloss, *„ein kleines Haus aus Bambus und Rinde zu bauen, um kranke Weiße zu beherbergen“*.

In medizinischer Hinsicht stand das Wirken ganz im Zeichen der Schlafkrankheit. Anfangs hatte Schweitzer eine mikroskopische Untersuchung des Blutes nur in Verdachtsfällen vorgenommen. Als er dann aber merkte, dass die Krankheit in der Region Lambarene und am Unterlauf des Ogowe-Flusses weiter verbreitet war als zunächst angenommen, untersuchte er fortan jeden Patienten auf Schlafkrankheit.

Da die Behandlung mehrere Wochen dauerte und Schweitzer die Patienten nicht zusammen mit den anderen Kranken und auch nicht auf dem übrigen Gelände der Missionsstation unterbringen wollte, erbat er sich vom Bezirkshauptmann ein Gelände am gegenüberliegenden Ufer des Flusses und baute dort eine Hütte für etwa zwanzig Schlafkranke.

Es ist kein Zufall, dass Schweitzer in seinen „Mitteilungen aus Lambarene“ den Aufbau des Spitals und seine medizinischen Aktivitäten in den Mittelpunkt stellt und das Verhältnis zur Pariser Mission und den Missionaren vor Ort nur streift, ja Kritisches völlig ausblendet. Dies setzt sich in dem 1920 entstandenen Buch „Zwischen Wasser und Urwald“ über seinen Aufenthalt von 1913 bis 1917 fort, da Schweitzer wohl daran dachte oder zumindest hoffte, auf die Missionsstation zurückkehren und seine Tätigkeit dort fortsetzen zu können. Insofern war Rücksicht auf die Missionsgesellschaft geboten. Die unangenehmen Auseinandersetzungen mit ihr hatte Schweitzer keineswegs vergessen, zumal sie auch nach der Ankunft in Lambarene weitergingen, wie der Briefwechsel zwischen Schweitzer und der Missionsgesellschaft zeigt.

Die Missionare in Lambarene hatten sich natürlich über die Ankunft des sehnsüchtig erwarteten Arztes gefreut, denn an ärztlicher Betreuung hatte es dem Personal der vier Missionsstationen am Ogowe bisher gefehlt. Ging es also um den prinzipiellen Nutzen des medizinischen Werkes für die Mission, bestand allgemeine Einigkeit. Bei der Frage der weiteren Entwicklung des Krankenhauses hörte allerdings die Freundlichkeit auf. Zwar hatte die Missionarskonferenz in Samkita mit Zustimmung des Pariser Komitees



Andende, Missionsstation

beschlossen, Schweitzers Werk auf dem Gelände der Missionsstation zu tolerieren, doch schnell entstand bei einigen Missionaren der Eindruck, Schweitzers Werk sei keineswegs als Provisorium angelegt und breite sich auf Kosten der Missionsstation aus. Obwohl sie dem Beschluss zugestimmt hatten, waren einige Missionare innerlich der Meinung, es wäre besser, die Krankenstation so weit wie möglich von den übrigen Einrichtungen zu entfernen.

Als Schweitzer einmal eine Gelegenheit beim Schopf ergriff und Arbeiter eines vorbeikommenden Holzhändlers rekrutierte, fühlte sich Handwerkermissionar Ottmann übergangen und reagierte so verstimmt, dass der Stationsrat einberufen werden musste. Dabei prallten die unterschiedlichen Standpunkte Schweitzers und der Missionare, aber auch die der Missionare untereinander hart aufeinander. Vor allem Missionar Ellenberger hatte den Beschluss der Missionarskonferenz offensichtlich immer noch nicht verwunden.

In einem Brief aus Südafrika, seinem neuen Einsatzort, schrieb Ellenberger an Missionsdirektor Bianquis, nach dem Stationsrat, der den ganzen Nachmittag gedauert habe und ohne Ergebnis verlaufen sei, hätten er und Stationsleiter Christol sich lautstark bis zwei Uhr morgens gestritten, und er habe dem Stationsleiter vorgeworfen, für Schweitzer Partei zu ergreifen, statt Ottmann zu unterstützen. Der Streit sei so laut gewesen, dass Schweitzer in seinem Haus alles mitgehört habe. Drei Tage lang habe Schweitzer darauf nicht mehr mit ihm gesprochen und auch seinen Gruß nicht erwidert. Erst kurz vor seinem Abschied sei es zu einer Aussprache gekommen, und die beiden hätten sich die Hand gegeben.

Nichts von alledem findet sich in Schweitzers Beschreibungen der Anfangsjahre in Lambarene, obwohl mehr oder weniger ernsthafte Reibereien den gesamten ersten Aufenthalt begleiteten, vor allem nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs.

Vom Kriegsbeginn zwischen Deutschland und Frankreich hatte das Ehepaar Schweitzer am 5. August erfahren. Heilgehilfe Joseph hatte die Nachricht von einem Gang zur Post in Lambarene mitgebracht. Helene Schweitzer notierte in ihr Tagebuch: *„Er kommt zurück, während wir noch bei Tisch sitzen, verstört erzählt er, dass alle blancs [Weißen; Anm. des Verf.] auf dem poste [Sitz der Kolonialverwaltung] seien und gibt Albert M. Lagers Antwort; dass Frankreich am 2. August mobilisiert habe, dass sie ihre Marsch-Order erwarten, dass er Abschied von uns nähme, wenn er uns nicht mehr sehen sollte ... Herr Clasen aus Samkita zurück. Brief von Mme Morel, die ebenso abnungslos wie wir. In dem Wirrwarr der sich überstürzenden Gedanken – als wir nach dem wahnsinnigen Erschrecken und der Todesangst um unsere Lieben daheim überhaupt wieder denken können – taucht als erster Gedanke auf: nun müssen wir versuchen nach Kamerun zu gelangen. H. Ottmann fährt auf den poste um Näheres zu hören. Kommt mit H. Clasen zurück, der uns erklärt, dass wir nicht fort dürfen: wir sind Kriegsgefangene.“*

Das Ehepaar Schweitzer durfte, unter Hausarrest gestellt, auf der Missionsstation bleiben, wohin auch das elsässische Missionarseehepaar Morel aus Samkita gebracht wurde. Bald trafen schwarze Soldaten ein, um die Gefangenen zu bewachen und persönliche Kontakte zwischen ihnen zu verhindern. Gleichzeitig untersagte die Kolonialverwaltung Schweitzer, schwarze Patienten zu behandeln, während die Behandlung von Weißen nicht verboten war.

War das Verhalten der Kolonialbehörden wenig überraschend, musste die Haltung der französischen Missionare für Schweitzer deprimierend sein. Vor allem Ottmann, der Schweitzer im Jahr zuvor vor den Stationsrat zitiert hatte und nun nach der Abreise von Christol die Station leitete, machte den Schweitzers das Leben schwer. So verweigerte er ihnen zum Beispiel den Zugang zum Lebensmittellager der Mission, so dass sie sich alles Lebensmittel selbst besorgen mussten, und er nötigte sie, einen ihrer Boys zu entlassen.

Der für eine Hamburger Holzfirma tätige junge Deutsche Richard Clasen stand wie die Schweitzers und die Morels ebenfalls unter Hausarrest, musste diesen aber zunächst in einem Verschlag voller Ungeziefer auf der katholischen Missionsstation zubringen. Als Schweitzer ihn mitsamt seinen Bewachern auf eigene Kosten in sein Krankenhaus holte und in der Hütte des Krankenpflegers unterbrachte, erhielt er einen harschen Brief von Missionar Haug aus Ngomo, dem Leiter der Missionarskonferenz am Ogowe, der sich beschwerte, nicht über diese Initiative informiert worden zu sein. Schweitzer schrieb daraufhin verärgert an Missionsdirektor Bianquis, er könne als barmherziger Samariter in seinem Krankenhaus jeden ehrenwerten Menschen aufnehmen, zumal dies die eigentliche Missionsstation nicht berühre, und es sei traurig, dass einige Missionare glaubten, die gefangenen Deutschen wären dem Bild der Missionsstation abträglich.

Der Ausbruch des Krieges hatte Schweitzer in seiner Auffassung vom Niedergang der Kultur bestärkt, die er seit Beginn des Jahrhunderts mit sich trug und in einem „Wir Epigonen“ betitelten Werk darlegen wollte. Statt wie zuerst geplant die „Mystik des Apostels Paulus“ fertigzustellen, wandte er sich deshalb der Kulturphilosophie zu: *„Am zweiten Tag meiner Internierung, noch ganz erstaunt darüber, mich, wie in meiner vormedizinischen Zeit, bereits morgens an den Schreibtisch setzen zu können, nahm ich die Kulturphilosophie in Angriff“*. Er setzte sie auch fort, als er die medizinische Arbeit wieder in vollem Umfang aufnehmen durfte.

Dies war im November 1914 der Fall. Anfang November war Missionar Haug aus Ngomo nach Lambarene gekommen, um sich ein Bild von der Haltung des Ehepaars Schweitzer zu machen. Möglicherweise stand dabei auch das Gerücht im Hintergrund, Schweitzer sei ein Spion des deutschen Kaisers und dazu ausersehen, nach einem Sieg Deutschlands Gouverneur von Gabun zu werden. Das Ergebnis der Gesinnungsprüfung muss positiv gewesen sein, denn am 18. November erhielt Schweitzer die Nachricht, der Hausarrest sei aufgehoben. Schweitzer selbst führt diese Maßnahme in seiner Autobiographie „Aus meinem Leben und Denken“ auf die Intervention von Charles Marie Widor zurück, aber ohne die Zustimmung der Mission, für die der Arzt Schweitzer von unbestreitbarem Nutzen war, hätte sie sicher keinen Erfolg gehabt.

Begegnungen mit Albert Schweitzer



Die wiedergewonnene „Freiheit“ war allerdings nur relativ, denn die Missionsstation in Andende sei, wie Schweitzer in einem Brief an seine Eltern schrieb, „*ein natürliches Gefängnis zwischen Wasser und Urwald*“. Und das Verhältnis zu den Missionaren war weiterhin von Spannungen gekennzeichnet. Aber immerhin konnte Schweitzer wieder frei praktizieren. Und kurz vor Weihnachten erhielten die Schweitzers endlich eine weitere gute Nachricht, einen Brief von Helenes Vater mit der Mitteilung, alle Mitglieder der Familien Bresslau und Schweitzer seien am Leben und gesund.

Drei Tage vor Jahresende 1914 fasste Schweitzer in einem Brief an den Züricher Bach-Sänger Robert Kaufmann die Lage folgendermaßen zusammen: „*Gesundheit: genügend, wegen der großen Hitze! Lebensmittel: ausreichend. Behandlung: anständig. Wir genießen unsere relative Bewegungsfreiheit. Unsere Briefe werden nicht mehr eröffnet. Man hat mit den Schikanen aufgehört. Gutes neues Jahr!*“

Quellen:

- *Albert Schweitzer: Mitteilungen aus Lambarene 1913-1914*
- *Albert Schweitzer: Zwischen Wasser und Urwald*
- *Albert Schweitzer: Aus meinem Leben und Denken*
- Hans Walter Bähr (Hrsg.): *Albert Schweitzer. Leben, Werk und Denken 1905-1965* mitgeteilt in seinen Briefen
- Verena Mühlstein: *Helene Schweitzer-Bresslau. Ein Leben für Lambarene*
- *Briefwechsel zwischen Schweitzer und der Pariser Evangelischen Missionsgesellschaft*

Begegnung mit einem Christen – Erinnerung an Dr. Albert Schweitzer

Aus: Tägliche Unterhaltungsbeilage der Magdeburgischen Zeitung, 4. November 1928:

Prof. Albert Schweitzer, Träger des Goethepreises der Stadt Frankfurt am Main, wird am 26. November in Magdeburg über sein bekanntes Urwaldspital in Lambarene sprechen. Am 27. gibt Prof. Schweitzer einen Bachabend in der Johanneskirche. Unser Publikum wird daher Gelegenheit haben, einen durch sein wissenschaftliches und künstlerisches Werk wie durch seine menschenfreundliche Tätigkeit gleichermaßen bekanntgewordenen Mann selbst zu sehen und zu hören. D. Red.

Ich muss um fast zwanzig Jahre zurückgehen, um unter den schattenhaften Erinnerungen einer mehr durch schnellen Wechsel der Schauplätze als durch große Ereignisse unruhvollen Jugendzeit das liebe und angenehme Bild jenes elsässischen Landhauses wiederzufinden, in dem ich Albert Schweitzer zum ersten Male traf. Oder, um die ganze Situation und gleichzeitig das schon damals lebhaft empfundene Gefühl einer tiefen, alle guten Kräfte anrührenden Bewunderung für diesen ausgezeichneten Mann deutlicher werden zu lassen: in dem ich ihn zum ersten Male, durch die goldüberflossenen, schattentropfenden Blätter eines großen Strauches gesichert, aus der Ferne betrachtete.

Der Umstand, dass es uns Knaben streng untersagt war, die zwischen hohen Mauern gleichsam verdichtete Stille des großen Gartens zu stören, wenn Albert Schweitzer Haus und Anwesen betreten hatte (so gern man uns sonst in freier und großzügiger Gastfreundschaft dort gewähren ließ), dieser Umstand mag dazu beigetragen haben, uns den Gast des Hauses, der sich von den lebenskräftigen, gebildeten und wohl-situierten Elsässern und den heiteren, schön sprechenden Franzosen, die dort verkehrten, auf so selt-

same und eigenwillige Weise unterschied, zu einem besonderen, uns unnahbaren Menschen zu machen. Die Erwachsenen mussten übrigens – wenn auch auf bewusster Weise – Ähnliches empfinden, denn auch auf sie wirkte die üblicherweise auf elsässisch ausgegebene Parole: Dr. Albert Schweitzer isch do! wie eine Ermahnung zur Ruhe, zur Sänftigung.

Oft sahen wir, den wilderen, unserer Knabenphantasie bedeutende Abenteuer versprechenden Teil des Parks durchstreifend, den Gast so von weitem: er lag ganz entspannt und müde im duftenden Schatten auf einem tiefgestellten Lehnstuhl und schlief. Es waren die seltenen Stunden der Ruhe, mit denen er seine unglaublich intensive wissenschaftliche und künstlerische Arbeit unterbrach. Ich mache mich keiner romantischen Konstruktion schuldig, wenn ich sage, dass wir – fünfzehnjährig damals – schon begriffen: dieser Schlaf sei etwas anderes als das wohlverdiente, behaglich ausgekostete Mittagsschlafchen unserer Eltern, oder unser eigener warmer, mit allem Wohlgefühl der Körpermüdigkeit genossener Jugendschlaf. Dieser hastige, widerwillige Schlaf zwischen großen Aufgaben war besonders und andersartig, wie alles, was zum Doktor Schweitzer gehörte, er gab uns zum ersten Mal den Eindruck eines arbeitsreichen Lebens, und dieser Eindruck hinderte uns instinktiv, die Ruhe des guten Doktors durch mutwillige Streiche zu gefährden, die uns bei Anderen wohl nicht ganz ferne gelegen hätten.

Wir trafen dann, vom entfernter gelegenen Tennisplatze kommend, oder heimkehrend von der Bezwingung einer efeuüberwachsenen Gartenmauer, die das Anwesen von dem friedlichen, Neugier erregenden Dämmer eines Priesterseminars trennte, den Doktor Albert Schweitzer gewöhnlich an dem mit einem rotgemusterten Tuche bedeckten, alle Schätze elsässischer Einmachkunst tragenden Kaffeetisch an der Gartenseite des Hauses wieder, in lebhaftem Disput mit dem Hausherrn, einem feingebildeten, für alle künstlerischen Fragen offenen, lebhaften Kaufmann, oder im heiteren Geplauder mit der sehr gütigen und sanften Frau des Hauses. Die Aufmerksamkeit, die man seinen, immer impulsiv und kraftvoll vorgetragenen Ansichten dort entgegenbrachte und die wir, ebenso wie die fröhliche Liebe, mit der man seinen Stimmungen folgte, sehr wohl empfanden, bestärkten uns in unserem Gefühl kindlicher und unbegrenzter Ehrfurcht.

In dieser von Wohlwollen und Lebensfrische beseelten Atmosphäre schien uns Schweitzer der heimliche Herrscher zu sein, wie er uns auch als der gute und vertraute, unsichtbar regierende Geist jenes schönen Sommergartens erschien, über den der Abendwind den Duft von Feuchtigkeit, geteerten Kähnen und wohltuender Frische hinwehte.

Wir alle machen in unserem Leben einmal die Erfahrung, dass man oft ein wenig Wohlwollen und Nachsicht zu Hilfe nehmen muss, wenn man nach langer Trennung Menschen wiedertrifft, die einst Gegenstand der Bewunderung oder Ziel einer stürmischen Jugendliebe waren.

Da die Kriegsjahre und die erste unfriedliche Friedenszeit mir, dem mittlerweile Sechszwanzigjährigen, einige derartige Wiedererfahrungsbereitschaften beschert hatten, beschloss ich, der Einladung, die mir der Doktor Schweitzer vor einigen Jahren (auf einem mit zierlichster Handschrift dicht bedeckten Kärtchen) nach Hamburg zugehen ließ, zwar zu folgen, aber gleichzeitig, die wohlherinnerliche Bewunderung und Ehrfurcht des Fünfzehnjährigen mit einer ehrerbietigen und verhaltenen Skepsis zu verhüllen – außerdem verlangte die Zeit der Trostlosigkeit nach dem Zusammenbruch ja ziemlich nachdrücklich ein Versenken mancher lieb gewordenen Erinnerung an Zurückliegendes, Bewundertes, Geliebtes.

Ach, wie schnell aber verschwand diese Skepsis und diese dürre Zurückhaltung, als ich, nachdem ich fast eine Stunde allein in einem mit schönen, breitgeschwungenen, glänzenden Bürgermöbeln geschmückten Empfangszimmer einer mir fremden Familie (zuletzt mit steigender Unruhe) gewartet hatte, plötzlich eine bekannte, frische und klangvolle Stimme sagen hörte: „Ach, da ist er ja!“ und als ich mich, eine seltsame und erschütternde Erregung im Herzen, vom Fenster wegwendend, an den Schultern gefasst und mit einer Flut freundlicher, an jene lieben Kindheitserinnerungen der Straßburger Zeit anknüpfender Worte begrüßt hörte, die selbst den Unterschied zwischen dem reifen und berühmten Manne und dem Jüngeren fortzuschieben schienen.

Es ist schwer, die unwiderstehliche Herzlichkeit und ermunternde Ironie zu beschreiben, mit der der Doktor Schweitzer inmitten einer Gesellschaft fremder, durch Verwandtschaftsbeziehungen mit großen Namen eng verbundener Menschen mir alle jugendlichen Erlebnisse, Hoffnungen und

Pläne (bis hin zu einer jämmerlichen, halbfertigen Komödie à la Bernard Shaw) entlockte, wobei er, im Elsässischen, Hochdeutschen und Französischen wechselnd, kaum ein Wort von seiner eigenen, ins Gigantische gewachsenen Lebensaufgabe sprechen wollte, die ihn damals gerade wieder nach Afrika führen sollte. Und fast genauer noch als in meiner eigenen Erinnerung stand in der seinen jede Einzelheit der fernen Sommernachmittage in dem Landhaus unserer Freunde, jeder Mensch, sogar der durch nichts als durch einen in jener Umgebung ungewöhnlichen Matrosenanzug ausgezeichnete Knabe, liebevoll behütet fest.

Und als nach Braten und Wein und anschließender, jede Minute ausnutzender, kurzer Unterhaltung in einem dunklen Studierstübchen der Doktor Schweitzer mich verabschiedete – nicht ohne freundlich meinen Namen durch Eintragung in ein dickes Taschenbuch, das unzählige Adressen aus allen Weltteilen enthielt, eine gewisse Gegenwärtigkeit für die Zukunft zu sichern –, da fühlte ich mich, auf die laute Straße hinaustretend, plötzlich seltsam verwaist und vereinsamt.

Ich habe bei keinem anderen Manne bisher eine so strahlende Kraft der Persönlichkeit, einen solchen fortreisenden Willen und eine so ermutigende Geste gefunden, wie bei diesem elsässischen Theologen, Arzt und Künstler, mit dem mich das Leben nur kurz und flüchtig zusammengeführt hat, aber lang genug, um in ihm einen jener seltenen, wahren, leidenschaftlichen Tat-Christen erkennen zu lassen, die stets eine Zierde der Menschheit bilden werden.

Wohlgemerkt



GOTTFRIED SCHÜZ

Wahre Bildungsreform weiß sich dem Humanitäts- ideal verpflichtet

Sie erinnern sich: Das Kultusministerium Baden-Württemberg hat vor Monaten ein kontrovers diskutiertes Konzept zur Bildungsreform vorgelegt, das eine Erziehung zu mehr Toleranz gegenüber gleichgeschlechtlicher Orientierung in den Lehrstoff der allgemeinbildenden Schulen vorsieht. Eine freie Autorin fragte in diesem Zusammenhang im Februar dieses Jahres beim Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrum an, ob es Hinweise in Albert Schweitzers Nachlass gäbe, die Rückschlüsse auf Schweitzers Position zum Thema Homosexualität zulassen.

Zur Beantwortung der Anfrage habe ich folgendes ausgeführt:

Vorab sei gesagt: Konkrete Äußerungen Schweitzers zur Homosexualität sind mir nicht bekannt. Angesichts der inneren Konsistenz von Schweitzers ethischem Denken und Handeln fällt es gleichwohl nicht schwer, näher auszuführen, wie Schweitzer die angesprochene Problematik beurteilt hätte:

Schweitzers ethischer Leitgedanke der „Ehrfurcht vor dem Leben“ geht von der unveräußerlichen Gleichwertigkeit allen Lebens aus, das auch das außermenschliche Leben ausdrücklich einbezieht. Ohne Frage schließt dies die uneingeschränkte Wertschätzung aller Menschen, gleich welcher Hautfarbe, Religion, Weltanschauung oder Nationalität mit ein. Im Bezug auf die Lebensorientierung des Einzelnen sind Freiheit und Selbstbestimmungsrecht eines Jeden und einer Jeden unantastbar, sofern diese die entsprechenden Freiheitsrechte und die Würde Anderer nicht einschränkt. Wie der Einzelne nun sein Leben gestaltet und welche sexuelle Orientierung er oder sie diesem zugrunde legt, ist demnach ausschließlich deren bzw. des-

Anhang

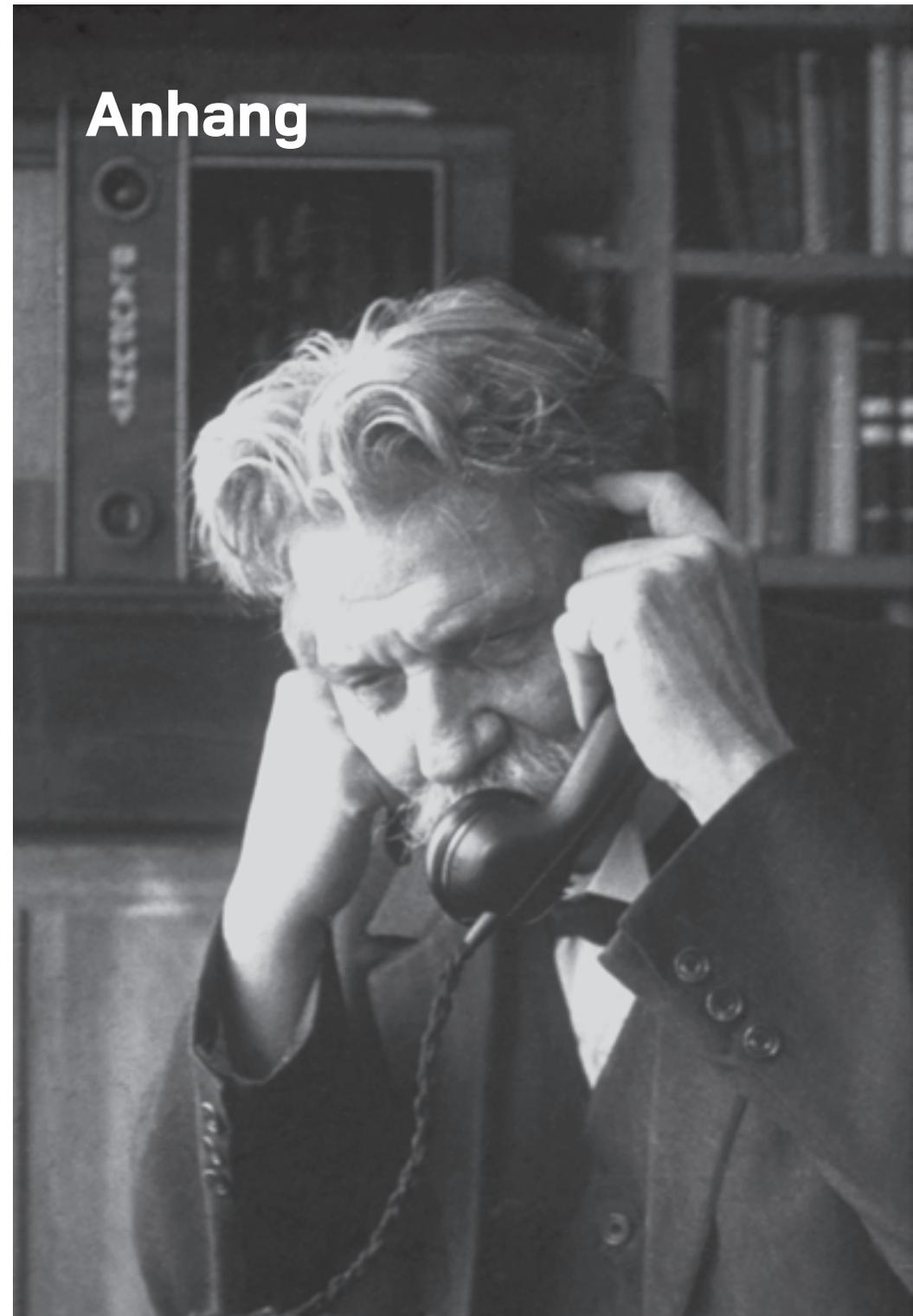
sen höchstpersönliche Angelegenheit und allein von diesem bzw. dieser selbst zu verantworten. Staat und Gesellschaft haben für das menschliche Zusammenleben lediglich die nötigen rechtlichen Rahmenbedingungen zu schaffen, dass ein solches freies und selbstverantwortliches Leben aller möglich ist. Welchen Weg der Einzelne tatsächlich einschlägt bzw. präferiert, darf vom Staat nicht einseitig beeinflusst oder gar präformiert werden.

Im Kontext staatlicher Bildungseinrichtungen muss daher gewährleistet sein, dass die Vielfalt und Verschiedenartigkeit menschlicher Lebensgestaltungen im Sinne eines humanen Miteinander in der ganzen Bandbreite anerkannt und toleriert wird. Zugleich müssen junge Menschen lernen, sich mit den verschiedenen Lebensmöglichkeiten kritisch wertend auseinanderzusetzen und so für sich zu einer eigenen begründeten Standortfindung kommen – ganz gleich, ob der Einzelne sich zeitlebens für ein Singledasein entscheidet, oder für Ehe und Familie in traditioneller Form oder eben für eine gleichgeschlechtliche Partnerschaft, die ja nicht minder auch eine Familie ermöglicht.

Für eine Toleranz gegenüber den verschiedenen sexuellen Orientierungen und Lebensformen einzutreten, soweit diese wohlgerneht die Würde des Menschen wahren, ist daher auf dem Boden unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung eine unverzichtbare Voraussetzung verantwortlicher Bildungsarbeit.

In diesem Zusammenhang nun eine solche sexuelle Toleranz, die in Bildungsplänen mit Recht zu verankern ist, beispielsweise als Propaganda für Homosexualität zu diffamieren, wodurch die klassische Form der Ehe negiert werde, würde auch Albert Schweitzer schlicht „absurd“ nennen. Diejenigen, die das Reformkonzept als Werbung für die „Regenbogen“-Ideologie anprangern, tun genau das, was sie vorgeben zu verhindern: Sie indoktrinieren und ideologisieren, indem sie bestimmte Formen selbstbestimmter und selbstverantworteter Lebensführung als unmoralisch ausgrenzen, statt jedem Einzelnen zuzugestehen, seinen Lebensweg in eigener Verantwortung zu finden.

Wenn auch Albert Schweitzer all dies sicherlich mit anderen Worten gesagt hätte, aber dem Sinn nach würde er sich zweifellos so positionieren.



Autorenverzeichnis

Wolfram Adolph,

ist evangelischer Theologe (Systematische Theologie; umfangreiche Forschungen zu Martin Luthers Musikbegriff) und Musikwissenschaftler sowie Gründungs-herausgeber (Chefredakteur) der beim Musikverlag Schott in Mainz herausgegebenen Orgelfachzeitschrift ORGAN – Journal für die Orgel; Präsident des in Saarbrücken und Paris beheimateten „Institut Louis Vierne“ (ILV) – European Society for Symphonic Organ Art sowie Inhaber des Orgellabels IFO classics. Regelmäßige publizistische und Vortragstätigkeit sowie Lehraufträge und Workshops im In- und Ausland zu theologischen Themen sowie zur Geschichte und Ästhetik der Orgel.

Prof. Karlheinz Benkert,

geb. 1938, Architekt. Studium an der Technischen Hochschule Karlsruhe, Diplom 1965.

1964 Gewinner der „Weinbrenner-Medaille“ für die Preisarbeit „Ärztliche Missionsstation in Äquatorial-Afrika Lambaréne“. Die Arbeit wird Albert Schweitzer (akademischer Ehrenbürger der TH Karlsruhe) aus Anlass seines 90. Geburtstages am 14. Januar 1965 zum Geschenk gemacht.

Daraufhin erhielt der Autor von Albert Schweitzer eine persönliche Einladung nach Lambaréne zu kommen. Am 4. September 1965 stirbt Albert Schweitzer. Die Reise nach Lambaréne kommt nicht mehr zustande.

Berufstätigkeit in Karlsruhe, 1967/68 als Rompreisträger Stipendiat an der Deutschen Akademie Villa Massimo in Rom. Danach Berufstätigkeit in Saarbrücken. Autor des Standardwerkes „Terrassenhäuser am Hang“. Italienische Ausgabe 1976.

1985–2004 Professor im Fachbereich Architektur an der Hochschule für Technik und Wirtschaft des Saarlandes.

Dr. Wolf Kalipp,

Studium der Schulmusik, Musikwissenschaft, Philosophie und Pädagogik. Promotion über ein orgelwissenschaftliches Westfalica-Thema. Künstlerische Tätigkeit als Pianist, Organist, Oratorien- und Kammerorchesterdirigent. Musikwissenschaftliche Vortragstätigkeit. Aufsätze in deutschen und französischen Fachzeitschriften. Lektor eines internationalen Musikverlags. Herausgeber von Urtexteditionen und Praxisbandbüchern bei deutschen Musikverlagen. Derzeit Dozenturen für Musikdidaktik an der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover und für Kulturwissenschaften an einer westfälischen Privatakademie. Lebt mit seiner Familie in Soest/Westfalen.

Prof. Dr. med. Hermann Mai,

geb. 1902, gestorben am 1. März 2001, war Ordinarius an der Universitäts-Kinderklinik in Münster. Zunächst studierte er Chemie, bald jedoch Medizin in Würzburg und wurde schließlich Kinderarzt seiner Geburtsstadt München. Nach dem Militärdienst wurde er 1943 nach einer kurzen Zeit als Ordinarius in Prag an die Universität Münster berufen.

Wissenschaftlich beschäftigte er sich u. a. mit Infektionskrankheiten und der Rachitis, die ihn erstmals 1956 nach Lambaréne führte. Von Albert Schweitzer und Lambaréne tief beeindruckt, kehrte er immer wieder in seine „Zweitpraxis Lambaréne“ zurück. Nach Albert Schweitzers Tod half er die Klinik zu erhalten und übernahm 1976 für zehn Monate die Spitalleitung. Von 1971–1981 war er Vorsitzender des Deutschen Hilfsvereins für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambaréne e. V. und wurde danach zu dessen Ehrenvorsitzenden ernannt.

Othon Printz,

geb. 1936, hat gleichzeitig protestantische Theologie und Medizin studiert. Er war Arzt, dann Generaldirektor der Protestantischen Stiftung Sonnenhof, einer Institution für geistig behinderte Menschen in Bischwiller (Elsaß). Er hat gleichzeitig verschiedene Ämter in Frankreich, Europa und in Übersee ausgeübt, war u. a. von 1987 bis 1995 Präsident der Fondation Internationale de l'hôpital du Docteur Albert Schweitzer à Lambaréne (FISL).

Heute ist er im Ruhestand und interessiert sich besonders für den Maler Paul Gauguin, über welchen er drei Bücher und verschiedene kurze Studien veröffentlichte.

Dr. Patricia Rehm-Grätzel,

studierte Philosophie, Germanistik, Romanistik und Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaften in Mainz und Dijon im Rahmen eines integrierten Studienprogrammes. Promotion in Mainz und Dijon im Rahmen eines binationalen ko-betreuten Promotionsverfahrens mit einer Arbeit zur Philosophie Johann Gottfried Herders.

Derzeit arbeitet sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin der Internationalen Maurice Blondel-Forschungsstelle für Religionsphilosophie am Philosophischen Seminar der Johannes Gutenberg-Universität Mainz sowie als Lehrerin für Deutsch und Französisch am Bischöflichen Willigis-Gymnasium Mainz.

Zu den Rundbriefen

Wolf Schramm,

1896–1965, deutscher Journalist.
Hier mit einem Artikel aus der Täglichen
Unterhaltungsbeilage der Magdeburgischen
Zeitung vom 4. November 1928.

Dr. Gottfried Schüz,

geb. 1950, Studium an der Erziehungswissen-
schaftlichen Hochschule Worms und
Schuldienst. Seit 1994 Leiter des Staatlichen
Studienseminars für das Lebramt an Grund-
und Hauptschulen Mainz; berufsbegleitendes
Zweitstudium der Philosophie, Evangelischen
Theologie und Pädagogik mit Promotion in
Philosophie an der Johannes Gutenberg-
Universität Mainz. 2002–2006 Vorstands-
mitglied der Wissenschaftlichen Albert-
Schweitzer-Gesellschaft e. V. Seit 2006
Vorsitzender der Stiftung Deutsches Albert-
Schweitzer-Zentrum Frankfurt am Main.
Zahlreiche Veröffentlichungen zu Albert
Schweitzers Leben und Werk, zur philosophi-
schen Anthropologie, Erziehungsphilosophie
und Ethik sowie zur Lehrerbildung.

Jean-Paul Sorg,

Elsässer, geb. 1941; Professor für Philosophie.
Seit ca. 1986 Mitglied der französischen
Vereinigung der Freunde Albert Schweitzers
(AFAAS), deren Vorsitzender er von 2008
bis 2011 war, und seit 2003 Chefredakteur
der „Cahiers Albert Schweitzer“. Herausgeber
des vollständigen Briefwechsels in 3 Bänden
zwischen Albert Schweitzer und Helene
Bresslau (1901–1912); Veröffentlichung einer
Anthologie: „Humanisme et Mystique“
(Verlag Albin Michel, Paris 1995). Zahlreiche
Studien und Übertragungen von Schweitzers
Schriften ins Französische („Goethe Reden“,
„Kritik der psychiatrischen Beurteilung Jesu“,
„Predigten“, „Letzte Straßburger Vorlesungen“
usw.).

Er hat auch zwei Bücher von Walter Munz
übersetzt: „Albert Schweitzer im Gedächtnis
der Afrikaner und in meiner Erinnerung“
und „Mit dem Herzen einer Gazelle und der
Haut eines Nilpferds“.

Dr. Roland Wolf,

geb. 1948. Studium der Romanistik und
Geographie; Studiendirektor i. R. Arbeitete
von 1987–1993 als Fachberater und Lehrer
für Deutsch in Gabun. Damals erste
Kontakte mit dem Albert-Schweitzer-Spital
in Lambarene. Seit 1997 aktiv im Vorstand
des Deutschen Hilfsvereins für das Albert-
Schweitzer-Spital in Lambarene e. V.
(Vorsitzender von 1998–2001), seit 1996
Vertreter des Deutschen Hilfsvereins in
der Internationalen Stiftung für das Albert-
Schweitzer-Spital in Lambarene (FISL),
von 2007–2010 Präsident des Stiftungsrats.
Führt seit 2001 Reisegruppen nach
Lambarene.

Begründet wurden die Rundbriefe von Richard Kik, zuerst in Form von
eher privaten Mitteilungen an Mitglieder des Freundeskreises um Albert
Schweitzer. Im August 1947 hat er dann die erste Nummer des Rund-
briefes mit einem Umfang von acht Seiten versendet. Der eigentlich erste
„richtige“ Rundbrief, der Rundbrief Nr. 2, wurde dann im Januar 1952 zum
77. Geburtstag von Albert Schweitzer herausgegeben.

Bestanden die ersten Rundbriefe noch aus kleinen Mitteilungen und
Briefauszügen von Helfern, Freunden wie auch von Albert Schweitzer selbst,
so erweiterte sie Richard Kik dann in der Folgezeit mit Schilderungen, Be-
richten, Zeitungsausschnitten und Essays.

Nach dem Tod von Richard Kik führte dessen Frau Mine die redaktio-
nelle Arbeit der Rundbriefe bis 1977 fort. Ihr folgten Manfred Hänisch (bis
1992) und Hans-Peter Anders. Seit der Ausgabe Dezember 2001 ist die
Redaktion direkt dem Vorstand des Deutschen Hilfsvereins für das Albert-
Schweitzer-Spital in Lambarene e. V. und dem jeweiligen Vorsitzenden unter-
stellt: Tomaso Carnetto bis Ausgabe Nr. 96 (2004) und Dr. phil. Karsten
Weber bis 2006. Seit 2007 (Ausgabe Nr. 99) ist Dr. med. Einhard Weber
verantwortlicher Redakteur der Rundbriefe.

Gab es seit Beginn der Herausgabe der Rundbriefe pro Jahr zwei Aus-
gaben, so erscheint der Rundbrief seit 2002 nun einmal jährlich und dazu
drei- bis viermal pro Jahr Albert-Schweitzer-Aktuell (ASA).

Impressum

ALBERT SCHWEITZER – BERUFE UND BERUFUNGEN
RUNDBRIEF-AUSGABE NR. 106
JAHRBUCH 2014 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

ISBN: 978-3-9815417-1-7

Herausgeber: Dr. med. Einhard Weber (Vi.S.d.P.),
Deutscher Hilfsverein für das Albert-Schweitzer-Spital
in Lambarene e. V.,
Wolfsgangstraße 109, 60322 Frankfurt am Main
info@albert-schweitzer-zentrum.de
www.albert-schweitzer-zentrum.de

Juni 2014 – 2.800 Exemplare

*Alle Rechte beim Herausgeber und den beteiligten Autoren.
Kein Teil dieser Publikation darf reproduziert oder in jeglicher
Form oder mit jeglichen Mitteln übertragen werden, weder
elektronisch noch mechanisch, einschließlich Fotokopie, Auf-
zeichnung oder jedwede andere Informationsspeicherung ohne
die vorherige schriftliche Erlaubnis des Herausgebers.*

*Die Adressen der Autoren dieser Ausgabe sind bei Bedarf vom
Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrum zu erfragen.*

*Die Inhalte der Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung
der Redaktion wieder.*

Redaktion: Dr. Andrea Blochmann, Dr. Gottfried Schüz,
Dr. Einhard Weber

Gestaltung, Satz, Produktion: Harald Kubiczak, Dipl.-Designer, Frankfurt am Main

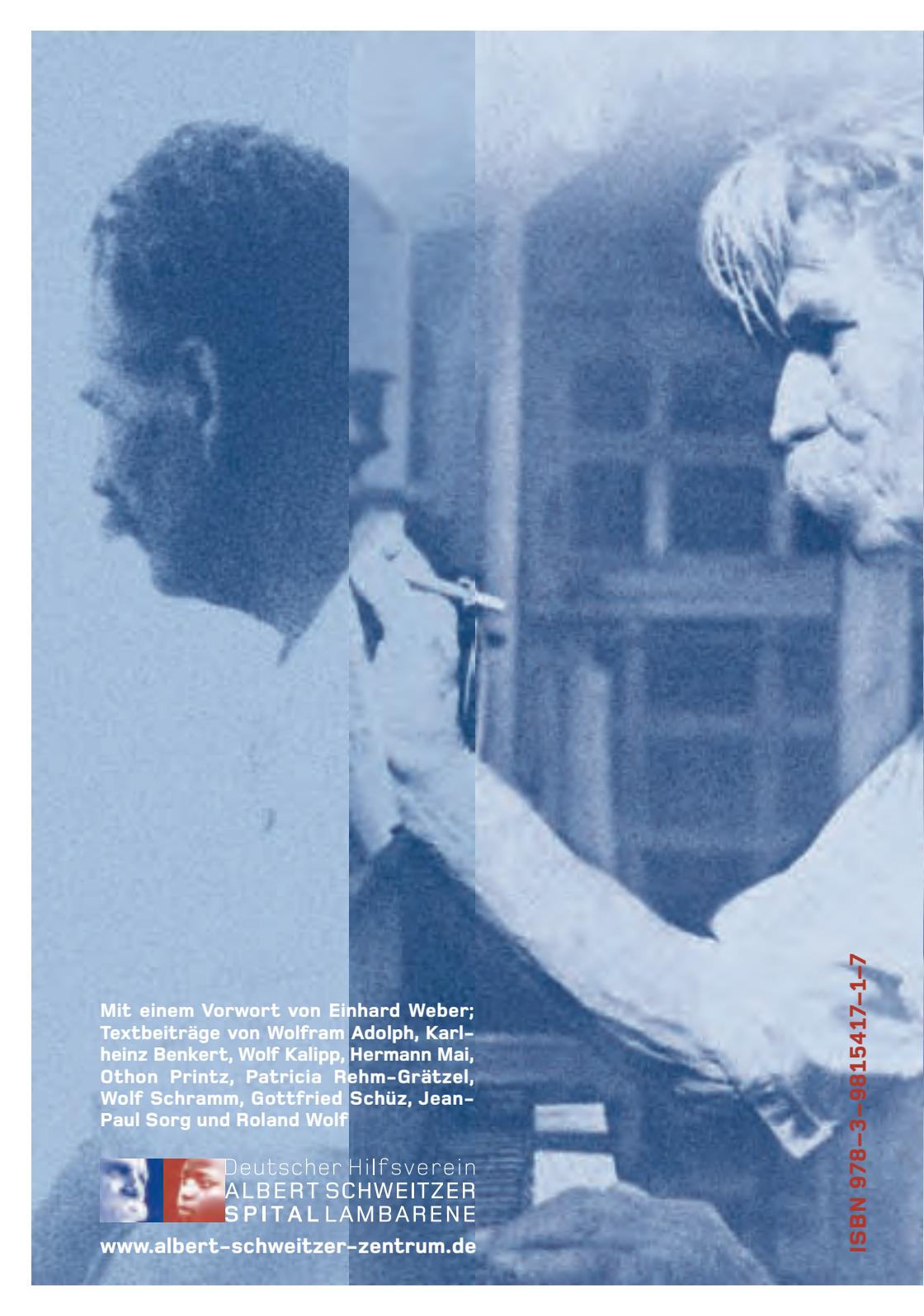
Bildnachweis: *Titelbild: Harald Kubiczak unter Verwendung von
Fotografien von Erica Anderson, Clara Uruquat u. a.
Hinterer Umschlag innen: Dr. Roland Wolf
Inhalt: Prof. Karlbeinz Benkert (S. 96, 97); Archiv des DASZ:
Rbena Schweitzer Müller (S. 106/107), Nachlass Richard Kik
(S. 8, 30, 92, 111 [Hainmüller], 116, 119), Nachlass Marie
Woytt-Secretan (S. 99), sowie original Postkarte von Albert
Schweitzer in der Dauerausstellung des DASZ (S. 104/105).*

Das Papier dieser Ausgabe ist FSC-zertifiziert.



Lambarene braucht uns alle
bei den vielfältigen Aufgaben der medizinischen Versorgung, der Prävention von Infektionskrankheiten wie Aids und Malaria sowie der Förderung von sozialen Diensten im Albert-Schweitzer-Spital.

Sie können uns dabei helfen.
Spendenkonto des Deutschen Hilfsvereins:
IBAN DE25 3006 0601 0004 3003 00
BIC DAAEDED



Mit einem Vorwort von Einhard Weber;
Textbeiträge von Wolfram Adolph, Karl-
heinz Benkert, Wolf Kalipp, Hermann Mai,
Othon Printz, Patricia Rehm-Grätzel,
Wolf Schramm, Gottfried Schüz, Jean-
Paul Sorg und Roland Wolf



Deutscher Hilfsverein
ALBERT SCHWEITZER
SPITAL LAMBARENE

www.albert-schweitzer-zentrum.de

ISBN 978-3-9815417-1-7